

Biblioteka
Główna
UMK Toruń

02738/ 97

Meuland 02738/97

16
Volksbücher der Literatur
Theodor Fontane

02738/ 97



Velhagen & Klafings Volksbücher Nr. 97

Preis 60 Pf.

Umschlagbild: Theodor Fontane.
Aquarell von Curt Ugthe.

Die Herausgabe von Belhagen & Klafings Volksbüchern haben übernommen:

Dr. Carl Ferdinand van Bleuten für Kunst.
Hanns von Zobelitz für Geschichte, Kulturgeschichte und Technik.
Paul Oskar Höder für Neuere Literatur, Erdkunde, Musik, Kunstgewerbe.
Johannes Höffner für Klassische Literatur und Philosophie.
Dr. Walther Schoenichen für Naturwissenschaften.

Bisher sind erschienen: **Volksbücher der Kunst:**

- | | |
|---|---|
| Eugen Bracht. Von Dr. Max Osborn. (9) | Millet. Von Dr. Ernst Diez. (32) |
| Chodowiecki. Von Dr. F. Schottmüller. (39) | Murillo. Von Dr. August Mayer. (69) |
| Correggio. Von Dr. Valentin Scherer. (28) | Raffael. Von Dr. Ernst Diez. (26) |
| Ludwig Dettmann. Von Dr. Fr. Deibel. (62) | Rembrandt. Von Dr. Hans Janßen. (1) |
| Dürer. Von Fr. S. Meißner. (10) | Rethel. Von Ernst Schur. (22) |
| Feuerbach. Von Prof. Dr. Ed. Seyd. (25) | Ludwig Richter. Von Dr. Max Osborn. (18) |
| Frans Hals. Von Alfred Gold. (24) | Rubens. Von Dr. Eduard Plietsch. (48) |
| Holbein. Von Fr. S. Meißner. (16) | Schwind. Von Prof. Dr. S. Hettner. (100) |
| Kaiser Friedrich-Museum. Von E. Schur. (44) | Tizian. Von Fr. S. Meißner. (2) |
| W. von Kaulbach. Von L. Nevinny. (83) | Watteau. Von Dr. Georg Biermann. (20) |
| Leonardo da Vinci. Von Dr. E. Kühnel. (76) | S. v. Zügel. Von Dr. Georg Biermann. (13) |
| Michelangelo. Von Dr. Hans Janßen. (54) | |

Volksbücher der Geschichte:

- | | |
|--|--|
| Kaiserin Auguste Viktoria. Von Th. Krummacher. (84) | Jahn. Von Prof. Dr. Karl Brunner. (41) |
| Bismarck. Von Prof. Dr. J. von Pflugt-Hartung. (15) | Der Große Kurfürst. Von Dr. W. Steffens. (58) |
| Blücher. Von Prof. Dr. K. Berger. (4) | Königin Luise. Von Adelheid Weber. (43) |
| Unsere Flotte. Von E. von Hersfeld. (47) | Luitpold, Prinz-Regent von Bayern.
Von Arthur Achleitner. (12) |
| Friedrich der Große: | Napoleon I. Von Walter von Bremen. (3) |
| I. Der Kronprinz. Von Dr. M. Hein. (35) | Napoleons Feldzug nach Rußland 1812.
Von Dr. Hans Walter. (42) |
| II. Der Siebenjährige Krieg. Von Walter von Bremen. (36) | Reichsfreiherr vom Stein. Von Prof. Dr. J. von Pflugt-Hartung. (74) |
| III. Die Friedensjahre. Von Dr. M. Hein. (37) | Die Völkerschlacht bei Leipzig. Von Generalmajor z. D. W. v. Boß. (52) |
| Das deutsche Heer 1913. Von Walter von Bremen. (90) | Jord v. Wartenburg. Von W. v. Bremen. (66) |
| | Kaiser Wilhelm II. Von Prof. Dr. Karl Berger. (72) |

Volksbücher der Erdkunde:

- | | |
|---|--|
| Das bayerische Hochland. Von Maximilian Krauß. (82) | Riviera: |
| Capri und der Golf von Neapel. Von A. Garder. (8) | I. Nervi u. Rapallo. Von B. Ottmann. (23) |
| Der Gardasee. Von W. Hörstel. (38) | II. San Remo und Mentone. Von Victor Ottmann. (70) |
| Der Harz. Von Gustav Uhl. (91) | III. Nizza und Monte Carlo. Von Victor Ottmann. (78) |
| Leipzig. Von Dr. Joh. Kleinpaul. (93) | Die Insel Rügen. Von Alfred Wien. (55) |
| Die Mosel. Von A. Trinius. (89) | Der Schwarzwald. Von Marg. Bittrich. (11) |
| München. Von Maximilian Krauß. (96) | Der Südpol. Von Schulrat Karl Kollbach. (30) |
| Der Nordpol. Von Gustav Uhl. (59) | Südtirol. Von Dr. A. von Trentini. (56) |
| Nürnberg. Von Dr. Paul Rée. (61) | Deutsch-Südwestafrika. Von Gust. Uhl. (21) |
| Der Rhein. Von A. Trinius. (88) | Thüringen. Von A. Trinius. (86) |
| Das Riesengebirge. Von W. Dreßler. (92) | Die Vogesen. Von Fritz Groeber. (45) |

Fortsetzung siehe 3. Umschlagseite.

W 64

Ruth F. Minshwa.

0-1328

1926.

Theodor Fontane

Von Rolf Brandt

Mit 38 Abbildungen
einschließlich des farbigen Umschlagbildes



Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

02738



K. 271/30

Theodor Fontane.

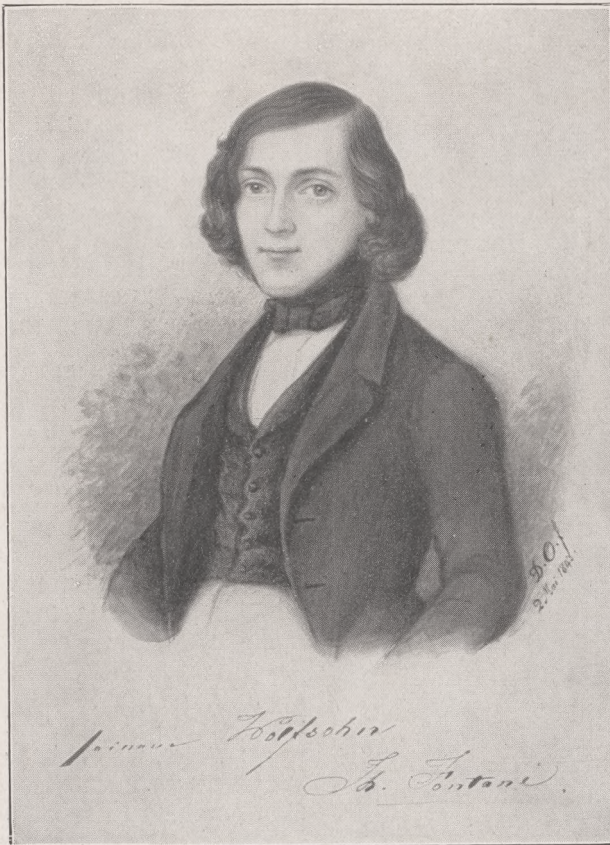
Als Fontane 1870 aus der Kriegsgefangenschaft auf der Insel Oléron entlassen wurde, äußerte er zu den Mitgefangenen, die noch nicht erlöst wurden, in einem Abschiedswort, daß sie um ihrer eigenen guten Laune willen doch von der Vorstellung ablassen möchten, daß die französischen Gefangenen in Deutschland ein glückliches und die deutschen Gefangenen in Frankreich ein unglückliches Leben führten. „Es würde sich wohl hüben und drüben nicht viel nehmen. Gefangen sein sei immer unangenehm. Ergebung sei das beste; an gutem Willen (wie sie zugeben müßten) fehle es den Behörden nicht.“ Diese Rede des eben befreiten Kriegsrespondenten Fontane zeichnet den Mann, er ist in dieser Anekdote wie in einem Spiegel gefangen.

Es ist diese Art, das Hüben und Drüben zu sehen, diese Kunst, die Dinge mit reinen Augen zu betrachten, der hervorragendste Zug im Wesen des Menschen und des Dichters Fontane. Dem Gefühl nach war er sicher etwas wie ein Konservativer, und doch hat er niemals liberalen Ideen die Berechtigung versagt — mit demselben Rechte wie die Kreuzzeitung ihn während lan-

ger Jahre zu den ihrigen zählte, konnte die Vossische Zeitung Fontane als Mitarbeiter haben — er war ein Mann, der für sich selbst strengste Moralität forderte und hielt, und er fand doch in jeder menschlichen Schwachheit eben nur das Menschliche. Er war der Kämpfer und Dichter des Alt-Preußentums, war aber auch ebenso derjenige, der vielleicht am schärfsten die Fehler des altpreussischen Wesens sah — und er liebte Alt-Preußen trotzdem, er liebte es, wie es war. Er gehörte zu den wenigen Menschen, die sich mit der Welt abfinden können, wie sie einmal ist, er war einer von denen, die mit tiefer Güte an Menschen und Dinge den Maßstab anlegen, den sie vertragen können, den Maßstab, den das Herz eingeteilt

hat und nicht der Verstand.

Daß sich diese Art dem Leben gegenüber nie in Schwachheit wandelte, daß sein alles verstehendes Herz seiner Kunst nicht den Zug ins Weiche gab, daß man nicht das von ihm gern gebrauchte Berliner Wort: „Mus wie Mine“ als Motto über seine Lebensweisheit schreiben darf, dafür bürgten eine von der Mutter ererbte Herbigkeit und ein strenger Gerechtigkeits-



Fontane im Jahre 1843. Aquarell von D. Ottenssofer.

finn. Es ist ein Verzeihen wertlos, das immer und alles verzeiht, und es gibt Punkte, da Fontane scharf werden kann, herb, satirisch und überlegen. Er konnte, um ein Beispiel zu nennen, alles Menschliche verstehen, jüdische und arische Art, den Junter und den Bürger, aber niemals den Bourgeois. Nichts ist ihm, dem Gütigen, verhaßter als das Bourgeois-Wort von der „guten, alten Zeit“, jenes Wort, das, wenn es nicht vorhanden wäre, gefunden werden müßte, um die Bourgeoisie zu kennzeichnen. In seinen autobiographischen Aufzeichnungen: „Von Zwanzig bis Dreißig“ (1898 erschienen,

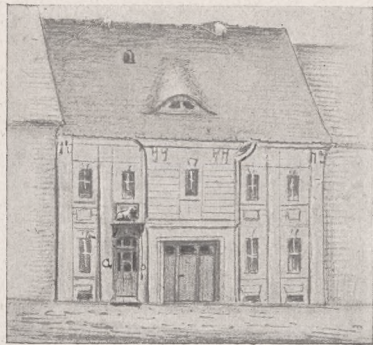


Das Gymnasium in Neu-Ruppin.

1894 begonnen) spricht Fontane außerordentlich scharf über dies Wort: „Es ist denn auch ein barer Unsinn, immer von der ‚guten, alten Zeit‘ oder wohl gar von ihrer ‚Tugend‘ zu sprechen; umgekehrt, alles ist um vieles besser geworden, und in der schärferen Trennung von Gut und Böß, in dem entschiedenen Abschwenken (namentlich auf moralischem Gebiete) nach rechts und links hin erkenne ich den eigentlichen Kulturfortschritt, den wir seitdem gemacht haben.“

Diese moralische Unterscheidung nach rechts und links, die er als eigentlichen Kulturfortschritt begrüßt, hindert ihn nicht, im besonderen Falle dem Menschen zu verzeihen, er findet den Zustand verwerflich, aber er sieht in der Schuld des Individuums nicht so sehr die Schuld wie das Schicksal. In dem Roman: „Effi Briest“ sagt Frau von Briest zu ihrem Mann, als sie davon sprechen, ob man die Tochter, die in Schuld geraten, wieder ins Vaterhaus aufnehmen soll: „Man lebt doch nicht bloß in der Welt, um schwach und zärtlich zu sein und alles mit Nachsicht zu behandeln, was gegen Gesetz und Gebot ist und was die Menschen verurteilen und, vorläufig wenigstens, auch noch — mit Recht verurteilen.“ Da erwidert ihr der alte, gütige, köstliche Briest: „Ach was, eins geht vor.“ Und die Frau fragt: „Wer, was ist das eine?“ „Liebe der Eltern zu ihren Kindern. Und wenn man gar bloß eines hat . . .“

Das ist der Standpunkt Fontanes: Liebe geht vor. Er war der Mann



Die Löwen-Apothek in Neu-Ruppin, das Geburtshaus des Dichters. Nach alten Bleistiftskizzen, im Besitze von Fräulein Marie Urndt, Neu-Ruppin.



☒ Silhouetten der Eltern: Louis Fontane und Frau. ☒

des Faktierens zwischen Verstand und Herz, der Mann der mittleren Linie, der Linie, auf der sich wohlwollendes Menschentum — Fontanes schönste Eigenschaft — immer bewegen wird. In dem Roman „Der Stechlin“ sagt der alte Major Stechlin, der so etwas wie ein Ebenbild seines Erfinders ist, einmal in bezug auf die Mark: „Ich

habe mal gehört, unser märkisches Land sei das Land, drin es nie Heilige gegeben, drin man aber auch keinen Ketzer verbrannt habe. Sieh, das ist das, worauf es ankommt, Mittelzustand — darauf baut sich das Glück auf.“

Das Wort stammt aus der Abendzeit eines langen Lebens, eines Dichterlebens, für das in manchen Tagen der Ausdruck: „Mittelzustand“ eine Übertreibung nach oben gewesen wäre, aber tut man das Bittere in diesem Dasein mit dem Fröhlichen und Glücklichen zusammen, so wird es sein, daß der Lebenstrank Fontanes von diesem gelobten Mittelzustand war — und darauf baut sich das Glück auf . . .

Die Eltern des Dichters stammten aus der Kolonie, das heißt, sie waren Nachkommen von französischen Refugiés, der Vater ein Sohn des Zeichenlehrers und Malers Pierre Barthélemy Fontane, die Mutter eine Labry aus der Familie eines Seidenkaufmanns. In dem „autobiogra-



☒ Swinemünde um 1840. Lithographie von Lütke. ☒

*Ich habe oft, wie ich wohl weiß,
 Dich, mein geliebtes Kind,
 In der Erinnerung stets abgelesen,
 Und dich, mein geliebtes Kind,
 In der Erinnerung stets abgelesen.
 Mein Herz ist stets bei dir,
 Mein Herz ist stets bei dir,
 Mein Herz ist stets bei dir,
 Mein Herz ist stets bei dir.
 Berlin, d. 24. d. 49. Theodor Fontane*

Aus dem Stammbuche von Emilie Rouanet-Kummer. (Fontane widmete diese Verse seiner späteren Braut und Gattin, als er 20½ Jahre alt und noch Gehilfe war.)

phischen Roman" „Meine Kinderjahre“ (es liegt der Ton übrigens dabei auf dem Autobiographischen) stellt Fontane seine Eltern und den Beginn ihrer Ehe so vor den Leser: „An einem der letzten Märztage des Jahres 1819 hielt eine Halbhaise vor der Löwen-apothek in Neu-Ruppin, und ein junges Paar, von dessen gemeinschaftlichem Vermögen die Apotheke kurz vorher gekauft worden war, entstieg dem Wagen und wurde von dem Hauspersonal empfangen. Der Herr — man heiratete damals (unmittelbar nach dem Kriege) sehr früh — war erst dreiundzwanzig, die Dame einundzwanzig Jahre alt. Es waren meine Eltern.“

Am 30. Dezember 1819 wurde Theodor Fontane in der Löwen-Apotheke geboren, und er verlebte seine schönsten Kinderjahre in Neu-Ruppin. Er hat die besondere Vorliebe für die Grafschaft Ruppin, seine Heimat, sein Leben lang bewahrt, und der letzte Roman, den der Achtundsiebzigjährige schrieb, diese ganz in Feierabendgold getauchte Schöpfung: „Der Stechlin“, ist wie ein letzter Gruß an seine liebe Grafschaft Ruppin.

Von Neu-Ruppin zogen die Eltern nach Swinemünde;

Fontane erhielt zunächst Privatstunden, kam dann auf das Gymnasium zu Neu-Ruppin, in Berlin auf die Gewerbeschule — und anno 1836 finden wir ihn als Lehrling in der Rosesch Apotheke zu Berlin in der Spandauer Straße. Weihnachten 1839 machte er vor dem Kreisphysikus das Examen, das

ihn zum Gehilfen beförderte. Er „konditionierte“ dann noch acht Jahre in Burg, Leipzig, Dresden, Berlin, den Sommer 1848 bis Herbst 1849 bildete er — das freundlichste Idyll in seiner Apothekerlaufbahn — zwei Schwestern



Theodor Fontane

Kreidezzeichnung von Kersting (ca. 1844).



Die Apotheke in Swinemünde.

in Bethanien zu Apothekerinnen aus, um dann als einzigen Beruf das mutig zu ergreifen, was er längst als Hauptberuf innerlich aufgefaßt hatte: Er wurde freier Schriftsteller.

Nach einem Jahr — es bleibt verwunderlich, wovon er lebte — bekam er von seinem Gönner und Freund W. von Merkel die Nachricht (es war nach der traurigen Schlacht von Idstedt, Fontane befand sich auf dem Wege, sich in Kiel als Freiwilliger zu melden), daß er im „Literarischen Bureau des Ministeriums des Innern“ eine diätarische Anstellung gefunden hätte. Es ist sicher, daß die Stellung nicht allzuviel abwarf, doch immerhin genug, daß Fontane im Telegrammstil nach Biegnitz schreiben konnte: „Schleswig-Holstein aufgegeben. Wenn's dir paßt, im Oktober Hochzeit.“

Fontane war seit fünf Jahren mit Emilie Kummer verlobt. Die Geschichte dieser Verlobung muß hier in Fontanes eigenen Worten ihren Platz finden, weil sie sich so sehr in der Fontaneschen Art bewegt, daß sie wie eine Stelle aus einer seiner Liebesgeschichten klingt, dieser Liebesgeschichten, deren eigentlicher Teil sich immer zwischen den Zeilen abspielt. Fontane brachte die junge Dame — die er von Jugend

an kannte — von einer Geburtstagsfeier nach Hause.

Über diesen Weg berichtet er: „Da wir beide plauderhaft und etwas übermütig waren, so war an Verlegenheit nicht zu denken, und diese Verlegenheit kam auch kaum, als sich mir im Laufe des Gesprächs mit einem Mal die Betrachtung aufdrängte: ‚Ja, nun ist es wohl eigentlich das Beste, dich zu verloben.‘ Es war wenige Schritte vor der Weidendammerbrücke, daß mir dieser glücklichste Gedanke meines Lebens kam, und als ich die Brücke wieder um ebensoviele Schritte hinter mir hatte, war ich denn auch verlobt. Mir persönlich stand dies fest. Weil sich aber die dabei gesprochenen Worte von manchen früher gesprochenen nicht sehr wesentlich unterschieden, so nahm ich plötzlich, von einer kleinen Angst erfaßt, zum Abschiede noch einmal die Hand des Fräuleins und sagte ihr mit einer mir sonst fremden Herzlichkeit: ‚Wir sind aber nun wirklich verlobt‘.“

„Wir sind nun aber wirklich verlobt“, das klingt genau wie das Bekenntnis, das Armgard in dem Roman „Der Stechlin“ ihrer Schwester Melusine macht: „Ich glaube fast, ich bin verlobt“, wobei das Wörtchen: „wirklich“

hinter dem „fast“ nicht zurückzustehen braucht . .

Der junge Ghemann, der sich im Herbst 1850 seinen Hausstand gründete, war schon als Lyriker und Balladendichter hervorgetreten. Zunächst im „Tunnel“, einer Vereinigung von Literaturfreunden, Literaten und Dichtern, der Fontane seit 1844 angehörte. Er hat den „Tunnel“ später in ein paar Versen trefflich geschildert:

Fünzig Jahre werden es ehestens sein,
Da trat ich in meinen ersten „Verein“,
Natürlich Dichter, blutjunge Ware:
Studenten, Leutnants, Referendare.
Rang gab's nicht, den verlieh das „Gedicht“,
Und ich war ein kleines Kirchenlicht.

Diese Verse, die den „Tunnel über der Spree“ charakterisieren, sind von der Art, die spezifisch für Fontanes Lyrik ist. Ein etwas elegischer, überlegener und doch traulicher Ton herrscht in den Zeilen, der Ton, der das lyrische Wesen des alten Fontane ausmacht. In kurzen Sprüchen und allerlei weltbetrachtenden Gedichten kommt da oft etwas wie eine feine lyrische Stimmung zwischen den

lakonischen Zeilen auf. Der alte Fontane hatte etwas von einem Lyriker an sich; wie ihm im Alter erst die köstliche Frucht seiner Romantkunst gereift ist und, ein fast einziger Fall, der Greis von Jahr zu Jahr frischer zu dem Gipfel dieser Kunst stieg, den er im Jahre seines Todes erreichte, so wurde er erst Lyriker, als er auf das Leben zurückblicken konnte. Diejenige Stimmung, die er wundervoll zum Ausdruck bringen kann, ist die elegisch-humoristische, und es ist angeichts dieser reifen und echten lyrischen Schöpfungen nicht angebracht, an der Lyrik Fontanes kühl ablehnend vorüberzugehen. Gedichte wie: „Ja, das möcht' ich noch erleben“ oder „Was mir gefällt“ oder der Zylsus: „Unterwegs und wieder daheim“ sind in ihrer lebenswürdigen, tüchtigen und herbstlich-goldenen Art unvergänglich, sie sind ein grünes Blättchen am grünen Baum der deutschen Lyrik. Für den Klang, der in dieser Alterslyrik leise tönt, fehlt zwar manchem das Gehör, wer aber mit rechtem Ohre zuhört, wird das Herzliche in diesen kurzen Zeilen silbern klingen hören. So etwa in dem Spruch, der noch hierhergestellt sei, weil er in seinem Schluß ganz deutlich die Art zeigt, in der bei Fontane lyrische Wirkung sich gibt.

Man wird nicht besser mit den Jahren,

Wie sollt' es auch, man wird bequem
Und bringt, um sich die Neu' zu sparen,
Die Fehler all in ein System.

Das gibt dann eine glatte Fläche,
Man gleitet unbehindert fort,
Und „allgemeine Menschenschwäche“
Wird unser Trost und Lösungswort.

Die Fragen alle sind erledigt,
Das eine geht, das andre nicht, —
Nur manchmal eine stumme Predigt
Hält uns der Kinder Angesicht.

Ebenso sicher freilich, wie es ist, daß der alte Fontane auch über lyrische Gaben verfügte, ebenso sicher ist es, daß der junge Fontane, das Vereinsmitglied des Tunnels, der Diätar im „Literarischen Bureau des Ministeriums des Innern“ diese lyrischen Gaben nicht besaß, trotzdem er lyrische Gedichte schuf. Er war



Die Rosische Apotheke gegenüber der Heiligen Geist-Kirche in Berlin.

Die liebste Waise.
(1837)

Wird die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein

Alte und neue Welt
Nur ist die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein

Die liebste Waise
Nur ist die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein

Alte und neue Welt
Nur ist die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein
Nur ist die Welt ein Dasein

Facsimile-Wiedergabe eines Gedichtes aus dem Jahre 1837.

sich über den Wert seiner lyrischen Produktion jener Zeit auch völlig klar. Er schreibt 1847 an seinen Freund Wilhelm Wolfsohn: „Das Lyrische habe ich aufgegeben, ich möchte sagen blutenden Herzens. Ich liebe eigentlich nichts so

sehr und innig wie ein schönes Lied, und doch ward mir gerade die Gabe für das Lied versagt. Mein Bestes, was ich geschrieben habe, sind Balladen und Charakterzeichnungen historischer Personen . . .“

Was, du sprichst du bist ungetrüb!
 Mein so stürmt, stürmt laut,
 Zing, daß der Himmel blüht,
 Daimers Blut, und Feuer kommt.
 Nicht der Trauzeigend blühen,
 Meinem Stigal mich balag,
 Lohnt sich selbst, und was davon
 Und dem Liebes mich befrag; —
 Was, ja daies Linnalblühen
 Nur der Königinische Meier,
 Mein Fröhen und was davon
 Stigal, und Lige sein.



Faksimile-Wiedergabe eines Gedichtes aus dem Jahre 1840 (Teil III der Meerfahrt).



Zur Zeit dieser Erkenntnis hatte Fontane mit dem „Alten Derffling“ sich schon für alle Zukunft im „Tunnel“ „etabliert“ (und in dem Herzen der Jugend so fest wie einer!); auch der „Alte Zieten“, der in derselben Weise und in demselben Tone ging, hatte ihm weit über den Kreis des Tunnels hinaus Zustimmung und Erfolg verschafft.

Das Lied von „Joachim Hans von Zieten, Husarengeneral . . .“ ist — und einmal ist dies oft mißbrauchte Wort am Platze — Gemeingut aller Preußen geworden; viele werden in den freundlichsten Erinnerungen ihrer Jugend wandern gehen, wenn sie die Worte und das Lied hören. Nur wem die alten Helden und Haudegen Friedrichs so tief im Herzen standen, konnte den Ton finden, der so ins Herz der Jugend drang. Zu einer Zeit, da viele Helden der Freiheitszeit im lebendigen Leben wie halb vergessen sind, geht der alte Husar lebensvoll und kräftig durch das Erinnern des Volkes, kraft des herzerweckenden Wortes von Fontane.

Diese preußischen Dichtungen, denen sich ähnliche aus der schottisch-englischen Geschichte anschließen, die freilich den balladesken Charakter noch mehr betonen,

sind mit den eigentlichen Balladen zusammen für die Zeit von 1840—55 für das Schaffen von Fontane bestimmend. Die Entstehung der meisten und der schönsten seiner Balladen fällt in diese Epoche, in ihr hat sich sein Dichterruhm fest gegründet, sie enthält, um sich so auszudrücken, das am stärksten spezifisch Poetische, was uns Fontane hinterlassen hat. Scheinbar stehen diese Dichtungen und die Balladen etwas entfernt von dem Kerne seines Wesens, das sich sicher nicht von Blut und Temperament erfüllt darstellt. Doch nur scheinbar. Wer diese große Liebe zum Historischen in ihm gesehen hat, diese echte Liebe zur Landschaft voll historischer Erinnerungen, wer einmal gesehen hat, wie sich sein kühler Stil zur Leidenschaft wenden kann, wenn es sich darum handelt, Alt-Preußen gegen Übelwollende zu verteidigen, wer weiß, daß der junge Fontane bereit war, einer vaterländischen Idee — der Befreiung Schleswig-Holsteins — sein Leben anzubieten, wird das Blutvolle in seinen Balladen ebenso zu Fontane stellen, wie das Zurückhaltende in seinen Romanen. Dazu muß die Erwägung kommen, daß wir gewohnt sind und es verstehen, die Leidenschaft aus dem knappen Balladen-



Tunnel über der Spree.
Gezeichnet zum Stiftungsfest am 2. Dezember 1868 von Otto Foersterling.
Nach einem Kupferdruck im Besitz von Frau Geheimrat Böllmer.

In der oberen Ecke das Wahrzeichen der Produktiven: Die „Makulatur“, eine weibliche Gestalt, sich auf den Schirm stützend und ihr Antlitz mit dem Schleier verhüllend vor der unproduktiven „Kassier“-Hydra. Ihr Kopf zeigt das Biergestirn: Niebuhr (Graf Wartensleben), Tacitus (Arnold Ewald), Schenkendorf (B. v. Lepel), und Cujacius (Hessor Dr. Erich). Daneben rechts die Göttin der Kritik, geführt von einem Ritter mit Narrenkappe. In Gefolgschaft dieses Paares eine symbolisierende weibliche Figur mit Lyra im Arm. Rechts oben die drei Tunnel-Embleme: der Stiefelknecht, die Gule und der Spiegel. Darunter Camoës (Bildmeister), eine ihr Gesicht mit dem Fächer verbergende Dame am Arm. Zu Füßen der Hydra (links) Kanitz (v. Wolfradt) zwischen zwei weiblichen Figuren; zu Füßen Camoës und zu Füßen des eine stark defolletierte Dame — mit Hinblick auf seine Bildhauerkunst — führenden Peter Wischers (Wilh. Wolff) drei sich einander anschniegender Kinder.

In der Mitte thront das „Gaupt“ Cartesius (Dr. Werner Hahn), das „Eulenzepher“ in der Rechten. Kriemhild (links) reicht ihm mit Anspielung auf seine germanischen Götterjagen das Trinkhorn mit Met, während eine zweite weibliche Heldengestalt (rechts) in der auf ihrem Schoße aufgeschlagenen „Edda“ blättert. Barthusen (Dr. Karl Eggers) mit üppigem Vollbart, steht links von Kriemhild und richtet seine bebrillten Augen auf das aus der Tunnel-Tonne, dem Symbol des Vereinsvermögens, steigende wenig bekleidete Mädchen, die übliche Ebbe in der Kasse andeuten. — Barthusens linker Arm stützt sich fast auf Willamov's (F. v. Köppen) Kopf, der wiederum der Dame mit dem Schwerte — wohl der Kriegsgöttin — die Kur schneidet. Ihre Linke hält den Schild, in welchem das Medaillon von Staegemann (Goldhammer) prangt, während Rubens (Menzel) sich finster von ihr abwendet und nach der fröhlichen Mädchenschar, die sich um Frauenlob (H. Seibel) gruppiert, hinüberfiehet. Aus dem Hintergrunde betrachtet mit verchränkten Armen Metastasio (Dr. Bormann) dieses anmutige Spiel. — Kräftig die Saiten seiner Lyra schlagend, steht links unten endlich Anakreon (Fr. Eggers), und seinen Tönen lauscht anachtsvoll ein altes Mütterchen, Tante Randow, seine Wirtschafterin. Neben ihr noch eine allegorische weibliche Figur, vermutlich die Justitia, die in bittender Stellung, ebenso wie der bei ihr stehende Tacitus (Maler Ewald) — der Kunst seines Kollegen Weiffall klatschend — nach dem in der rechten Ecke thronenden, „Späne“ schnitzenden Keinid (Foersterling) hinüberblickt. Im Hintergrunde als Abschluß die Dame mit Stuart-Fräse und im Reifrock, den Katalog in der Hand haltend.



Frau Emilie Fontane. Aufnahme während der italienischen Reise 1874
(ca. 50 Jahre alt).

stil zu lesen, aber nicht aus dem sorgsamsten, einzigen Stil der Fontaneschen Romane.

Erst beim Wiederlesen und Zurückdenken wird man sich klar, wie diese und jene Stelle in seinen Romanen voll leidenschaftlicher Beziehungen ist, bei Fontanes Balladen fühlt man dies unterirdische Feuer beim ersten Eindruck vor allem auch durch den rauschenden, oft wie ansprengenden Rhythmus der Verse.

Grade Fontanes ganze Anlage mußte ihn zur Ballade drängen, sein ausgebildeter Sinn für die Anekdote, seine Kunst der Andeutung und seine Freude an sprunghafter Darstellung mußte sich auf dem Felde der Ballade glänzend bewähren.

Den Anstoß zu seiner Balladendichtung gab ihm die Sammlung: „Reliques of Ancient English Poetry“ von Percy und die Balladen seines Vorgängers im Beifall des Tunnels: Graf Strachwitz. Aber es war nur ein äußerer Anstoß, Fontane fand sofort den eigenen Ton, der sich von dem von Strachwitz durch weniger starke Stilisierung und vollstümlichere Wendungen genau abhebt. Ein besonderes Zeichen des Fontaneschen Balladenstils ist vor allem auch das Fehlen jeglicher Pathetik, zu der die Gattung der Ballade leicht verführt; er läßt sich niemals hinreißen, um der Wirkung willen dem Wort mehr Glanz zu geben, als ihm zukommt. So hat er auch hier das gefunden, was er beim Alterwerden von der Balladendichtung theoretisch verlangte: „Es muß durchaus noch etwas Persönliches hinzukommen, vor allem ein eigener Stil, an dem man

sofort erkennt: Ah, das ist der.“ In der langen Reihe seiner Balladen, unter denen sich wie in der „Brück am Tag“ auch seine Vorliebe für Gespenstiges und Spukhaftes genügt, glänzt der „Archibald Douglas“, der in der Vertonung von Löwe den Namen von Fontane tief in das Volk getragen hat. Die Idee dieser Ballade ist es wert, für immer mit dem Namen Fontane verknüpft zu sein. Die Blutwärme,

das eigene Gefühl, das Fontane dieser Dichtung mitgegeben, kommt daher, daß dieser Douglas Fleisch vom Fleische des Dichters ist, daß diese Heimattreue ein Stück von Fontane ist. Die zwei Zeilen, die die Idee der Ballade tragen und sie wie von innen erleuchten, könnten auch über Fontanes Leben stehen:

„Der ist in tiefster Seele treu,
Wer die Heimat liebt wie du.“

Erscheint die Ballade „Archibald Douglas“ als die reichste unter diesen reichen Schöpfungen Fontanes, so ist das „Lied des James Monmouth“ vielleicht die glänzendste zu nennen; sie muß immer als ein Beispiel gelten, daß Fontane auch die Fähigkeit hatte, dem lyrischen Wortglanz zu seinem Recht zu verhelfen, wenn der Stoff dies verlangte. Es sprüht und leuchtet in diesem Lied:

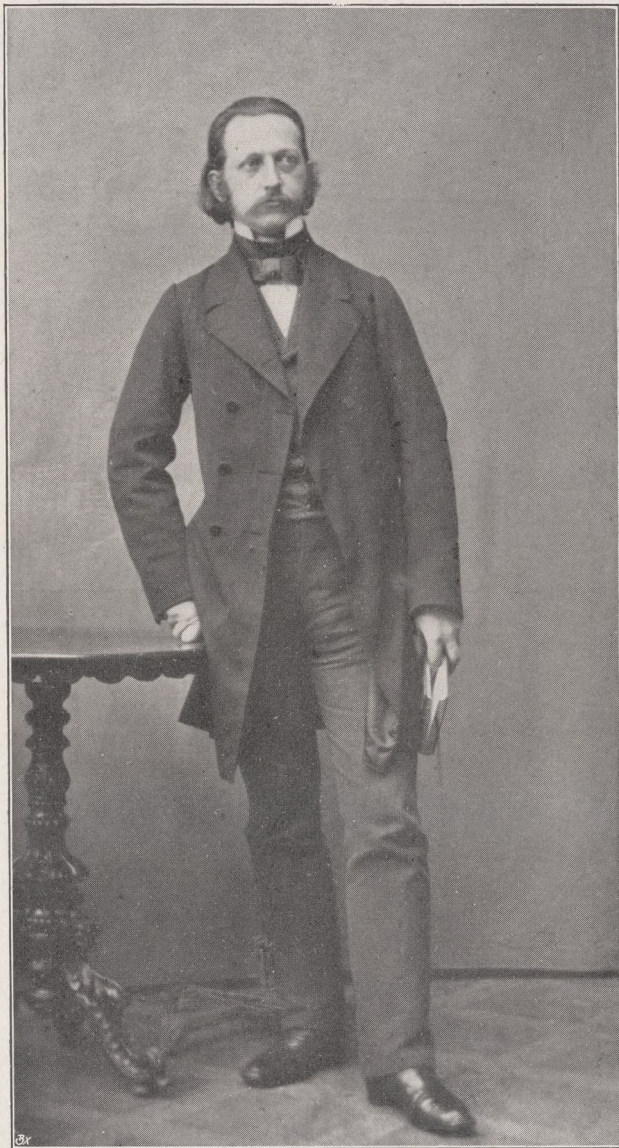
Am Abend war's, leis wogte
das Korn,
Sie küßten sich unter der
Linde,
Eine Lerche klang und ein
Jägerhorn —
Ich bin ein Kind der Sünde.

Meine Mutter hat mir oft
erzählt
Von jenes Abends Sonne,
Ihre Lippen sprachen: Ich
habe gefehlt!
Ihre Augen lachten vor
Wonne.

Ein Kind der Sünde, ein Stuartkind,
Es blüht wie ein Veil von weitem;
Den Weg, den alle geschritten sind,
Ich werd' ihn auch beschreiten.

Das Leben geliebt und die Krone geküßt,
Und den Frauen das Herz gegeben,
Und den letzten Kuß auf das schwarze Ge-
rüst —
Das ist ein Stuart-Leben.

Nachdem die Balladen und Lieder (zuerst der Zyklus: „Die schöne Rosamunde“) erschienen waren, ließ das Leben und



Fontane im Alter von ungefähr 55 Jahren.

feine harten Forderungen Fontane in den nächsten Jahren keine Muße zu poetischen Dingen. Im Jahre 52 weilte er im Auftrag der Blätter „Preussische Zeitung“ und „Die Zeit“ (die halbamtlichen Charakter hatten) in England, um dort die politischen Verhältnisse zu studieren. Im Jahre 1855 ging er wiederum, diesmal auf vier Jahre als deutscher Regierungs-korrespondent nach London. Als das Ministerium Manteuffel gestürzt wurde,

kam er wieder nach Berlin und trat hier durch die Vermittlung von Georg Hefesiel in die Redaktion der „Kreuzzeitung“ ein. Er nahm nicht leichten Herzens diesen Posten, aber es blieb ihm kaum etwas anderes übrig. Er meint selbst: „Aber vielleicht gerade weil es ein so schwerer Entschluß war, war es auch ein guter Entschluß, aus dem mir nur Vorteile für mein späteres Leben erwachsen sind.“ Der Redaktion der Kreuzzeitung blieb er bis zum Jahre 1870 treu; er fand, daß die Rede „Vom schwarzen Mann“ unberechtigt wäre, und er hat sich während der zehn Jahre, da

er der konservativen Zeitung angehörte, ziemlich wohl und zufrieden gefühlt. Ehe er freilich in diesen bescheidenen Hafen des bürgerlichen Auskommens einlief, hat er die Misere eines deutschen Schriftstellers (er selbst würde sagen, daß es anderswo auch nicht viel besser wäre) in vollem Maße kennen gelernt, und daß er erst mit 45 Jahren die Hand an seinen ersten Roman legte und ihn als angehender Sechziger vollendete, daran trägt die Hauptschuld nicht ein allzu langsames Erwachen seines dichterischen Könnens, sondern der Zwang und die Enge seines Lebens.

Kurz vor der zweiten Reise nach London schreibt er an Wolfsohn: „Was mich selber angeht, so geht mir's ganz leidlich. Ich habe zu leben, und das will in diesen hungrigen Zeiten eigentlich schon viel sagen. Freilich muß ich zu diesem Behufe arbeiten wie ein Pferd; und Zeitung schreiben und Stunden geben sind der nobelste Teil meiner Tätigkeit. Von eigentlichem Produzieren ist keine Rede. (. . .) Man betrachtet diese Plackerei als ein Durchgangsstadium und schmeichelt sich, dahinter lägen die Inseln der Seligen, wo die Plüschsofas stehen und die Kalbsbraten wachsen und wo man Verse zu machen gedenkt früh bis abends spät. Kommt der Tod eher als diese Inseln, nun, so hat man wenigstens den Vorgegeschmack des Glückes und der Freude gehabt, der bekanntlich besser ist als die Sache selbst.“

Fontane hat die Inseln der Seligen, da



Das Wappen und der Orden des Tunnels.

Ich liebe Dich, und bin verbunden,
 Denn Du mir Lieb' im Leben gabst;
 Das Wort sind all mein Deyon:
 Ob Du so wohl mich wieder Lieb?
 O, könnt' ich Dich zu Deiner Hand
 In Deine lieben Deyon führen,
 Ich stüßte wohl auf fromme Gründe,
 Als meine Guffnung und Anstehen.

Du bist all meine Deyon verbunden,
 Und Dich geborgt, mein ein, so warm,
 Und ist ein jeder selbstam wangen,
 Und liegt mir der, so reich, so warm;
 Du warm von allem nichten Handen
 Auch nicht Handen Döllanland,
 Du ab warm von immer Leben
 An höchsten Glück und höchsten Leid.

Fassmitle-Wiedergabe des ersten und letzten Verses aus einem am 8. Dezember 1850 seiner Gattin gewidmeten Gedichte.

man von früh bis spät dichten darf, noch erreicht, freilich in einem Alter, da bei anderen die poetische Schöpfungskraft eben zu ermatten beginnt. Als eine poetische Abschlagszahlung, freilich als Gabe so groß, daß die Summe ausreicht, manchen Dichters Lebenswerk auszugleichen, erschien in diesem Jahrzehnt — zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Lebensjahr („der besten Lebenszeit“) — die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. Die Idee zu diesem Buche war ihm während seines Aufenthalts in England gekommen. Auf dem zauberisch schönen Levensee in Schottland tauchte plötzlich die Erinnerung an die Heimat mit süßester Kraft in ihm empor: „Auch eine Wasserfläche war es; aber nicht Weidengestrüpp faßte das Ufer ein, sondern ein Park und ein Laubholzwald nahmen den See in ihren Arm. Im Flachboot stießen wir ab, und so oft wir das Schilf am Ufer

streiften, klang es, wie wenn eine Hand über knisternde Seide fährt. Zwei Schwestern saßen mir gegenüber. Die ältere streckte ihre Hand in das kühle, klare Wasser des Sees, und außer dem dumpfen Schlag des Ruders vernahm ich nichts als jenes leise Geräusch, womit die Wellchen zwischen den Fingern der weißen Hand hindurchplätscherten. Nun glitt das Boot durch Teichrosen hin, deren lange Stengel wir (so klar war das Wasser) aus dem Grunde des Sees aufsteigen sahen; dann lenkten wir das Boot bis an den Schilfgürtel und unter die weit überhängenden Zweige des Parkes zurück. Endlich legten wir an, wo die Wassertreppe ans Ufer führt, und ein Schloß stieg auf mit Flügeln und Türmen, mit Hof und Treppe und mit einem Säulengange, der Balustraden und Marmorbilder trug. Dieser Hof und dieser Säulengang, die Zeugen wie vieler Lust, wie vielen Glanzes waren

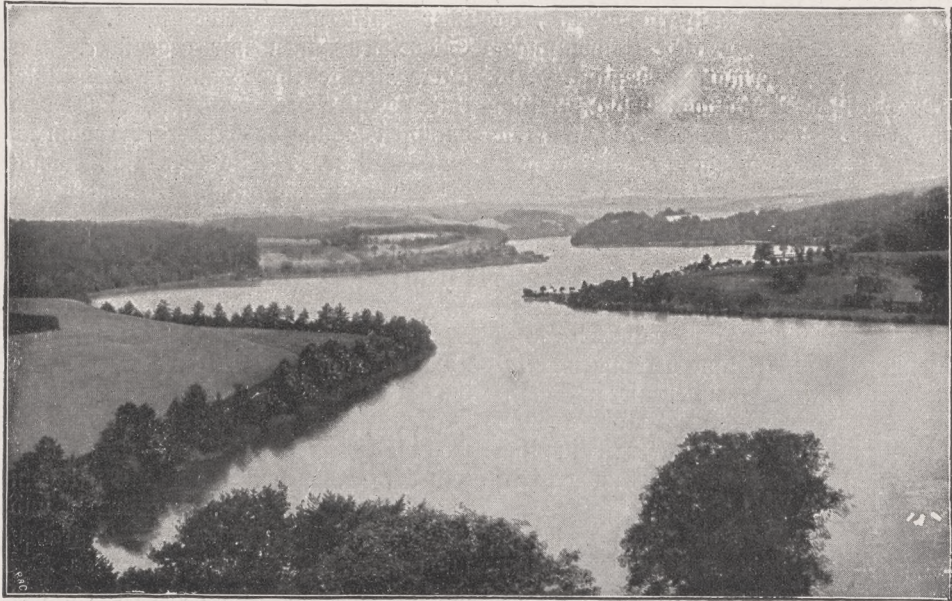
sie gewesen! Hier über diesen Hof hin hatte die Geige Grauns geklungen, wenn sie das Flötenspiel des prinzlichen Freundes begleitete; hier waren Le Gaillard und de Constant, die ersten Ritter des Bayardordens, auf- und abgeschritten; hier waren in buntem Spiel, in heiterer Ironie, fingierte Ambassaden aus aller Herren Länder erschienen, und von hier aus endlich waren die heiter Spielenden hinausgezogen und hatten sich bewährt im Ernst des Kampfes und auf den Höhen des Lebens. Hinter dem Säulengange glitzerten die gelben Schloßwände in aller Helle des Tages, kein romantischer Farbenton mischte sich ein, aber Schloß und Türme, wohin das Auge fiel, alles trug den breiten historischen Stempel. Von der anderen Seite des Sees her grüßte der Obelisk, der die Geschichte des Siebenjährigen Krieges im Lapidarstil trägt. . ."

An diesem Tage entstand in Fontane der Wunsch und der Entschluß, seiner Heimat ein Buch zu weihen, die vielverkannte und geschmähte Mark in ihrer stillen, herben Schönheit, ihrer Kraft und ihrer Größe vor den Leser zu stellen. So sind die Wanderungen nach dem Willen ihres Schöpfers ein Buch, in dem sich lose Faden an Faden schlingt, ein

buntes Gewebe ungleicher Art. Landschaftliches und Historisches, Sitten und Charakterzeichnung, Anekdote und Schlachtenbericht, Ornithologisches und Heraldisches, Ernst und Humor wechseln in den Bänden, die nur eins gemeinsam haben: die leuchtende Liebe zur Heimat. Man muß Märker sein, um diese Bände wie ein Liebstes zu lieben, diese Bücher, die der treueste und klarste Spiegel unserer Heimat sind; aber wer auch anderen Stammes es immer unternehmen wollte, in den Geist der Mark und in den Zauber ihrer Landschaft einzudringen, wird in Fontanes Buch den Führer finden, der sein Herz führt.

Für den Märker wird dies goldene Buch der Mark immer und immer die Gefühle wecken, von denen sein Dichter am eigenen Herzen erfuhr, daß sie ein „Glück, ein Trost und eine Quelle echterster Freuden“ seien.

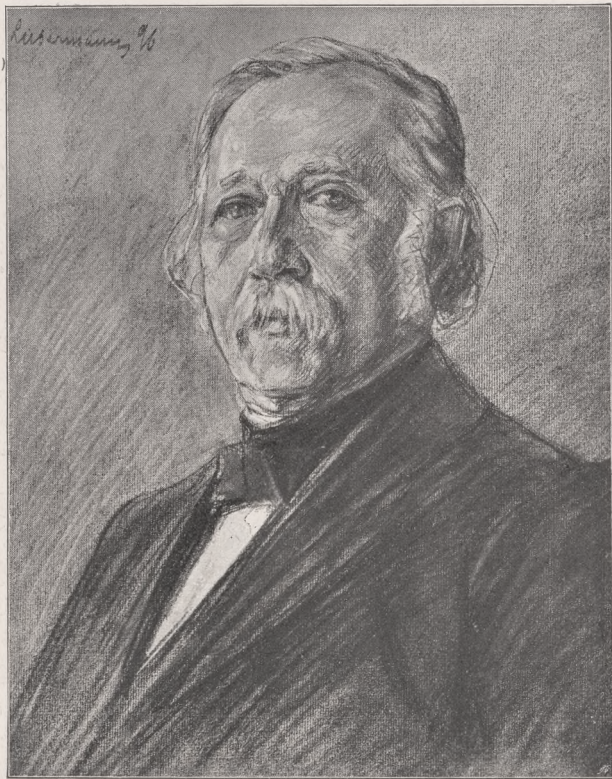
Wenn man besondere Züge Fontanescher Kunst in den Wanderungen suchen will, muß man den Sinn für die historische Anekdote und die Lust am Plaudern um des Plauderns willen hervorheben. Zuerst in den Wanderungen legt Fontane diese köstliche Riesengalerie von Porträts, Silhouetten und Genrebildern des märkischen Adels an, diese



⊠ Märkische Landschaft. Der Sagomer See von Süden. ⊠

Bilderreihe, die er später in den weiten Räumen seiner Romane so köstlich aufhängt. Hier sehen die Zieten, Stechow, Bredow, Quikow, Rochow, die Opren, Gröben, Kracht und Thümen, die Ribbecks, Rattes, die Bülow, Arnim, Treskow, Schlieffen, Schlieben, die Flemmings und die Uchtenhagen aus schmalem oder mächtig geschnitztem Rahmen mit trohigen und klugen märkischen Junker- gesichtern. Fontane hat zeit lebens etwas wie eine zärtliche Schwäche für diesen märkischen Adel gehabt, und er erklärt diese seine Liebe in diesem Geständnis: „Wohin ich auch noch geschoben werden mag, ich werde immer zwischen politischen Anschauungen und menschlichen Sympathien zu unterscheiden wissen, und diese menschlichen Sympathien habe ich ganz ausgesprochen für den märkischen Junker. Die glänzendsten Nummern unter ihnen — und ihrer sind nicht wenige — sind eben glänzend, und diese nicht lieben zu wollen, wäre Dummheit. Aber auch die nicht glänzenden — und ihrer sind freilich noch mehrere — haben trotz Egoismus und Quikowtum, oder auch vielleicht um beider willen, einen ganz eigentümlichen Charme, den herauszufühlen ich mich glücklich schätze.“

Neben dieser betonten Liebe für märkischen Adel sei noch ein kleiner Zug Fontanescher Kunst gestreift, der sich in den Wanderungen zuerst kundgibt, die Fähigkeit, sich beim Klang eines Namens ein deutliches entsprechendes Bild vorzustellen. Es wird nicht leicht einen Dichter geben, der so unter dem Zwang eines Namens stehen konnte, daß ihm ein Name einen ganzen Ort oder eine Person in Licht oder Schatten darstellen kann. Fontane geht niemals an einem Namen vorüber, ohne den Klang



Theodor Fontane.
Kreidezeichnung von Max Liebermann, Berlin. Nationalgalerie.

besonders anzumerken, wie etwa beim „Werbellin-See“, von dem es ihm scheint, als ob die Welt auch schon in alten Tagen ein Ohr für den Wohlklang dieses Namens gehabt habe, da es außer dem See noch eine Stadt, ein Dorf, ein Schloß und einen Forst gleichen Namens gäbe, oder wie bei dem Flüsschen Nuthé, das mit einem recht häßlichen Namen bedacht, aus eigener, schmerzlicher Erfahrung wissend, was eines Namens Wohlklang bedeute, einem abgezweigten Arm den Namen „Saar“ mit auf den Lebensweg gab. Dies feine Ohr für die musikalische Bedeutung eines Namens, das sich zuerst in den Wanderungen beweist, läßt den Dichter später mit einer Sicherheit seinen Personen Namen geben, die leicht nicht wieder erreicht worden ist. Von Kathinka von Sadalinski in „Vor dem Sturm“ bis zur Effi Briest weiß Fontane mit dem Namen wie durch eine Art Suggestion ein gut Teil Charakteristik voraus zu nehmen, ja oft



Frau Emilie Fontane im Alter von ungefähr 50 Jahren.

kann er durch diese Gabe, mit dem Namen den Menschen uns vorzustellen, auf jede weitere Zutat in der äußerlichen Beschreibung seiner Frauenbilder verzichten; es sei nur auf Melusine, die Schwester von Armgard in dem Roman „Der Stechlin“, gedeutet.

Ist aus den Wanderungen das Antlitz des Dichters Fontane schon deutlich zu erkennen, können von all den feinsten und feineren Linien seiner Roman-
kunst schon die Andeutungen verfolgt werden, ein Ausmünzen seines dichterischen Reichthums und der Riesensumme von Beobachtung, Menschenkenntnis und Lebenserfahrung, die er gesammelt, geht doch erst in seinen Romanen vor sich.

Als der Sechzigjährige seinen ersten Roman herausgab, verfügte er über eine Lebensreise und künstlerische Selbstkritik, die diesem ersten Roman gleich den Stempel fertigen Könnens aufdrückte. Das Duzend Jahre, das über

seiner Vollendung hinstrich — als Fontane ihn begann, rasselten die österreichischen Kanonen an seiner Wohnung vorbei auf dem Weg gegen Dänemark, und als der Roman erschien, war das neue geeinte Deutschland erstanden — diese Reihe von Jahren, die zwischen Beginn und Abschluß dieses Romanes: „Vor dem Sturm“ liegen, sind dem Werk kaum anzumerken. Nur beim genauen Vergleich des ersten und des letzten Theiles des Romans ist zu sehen, daß allerlei kleine Steifheiten und Unfreiheiten, die in den Anfangskapiteln zu finden sind, nach und nach abfallen, um der völligen Beherrschung des Stoffes und des Vortrags zu weichen. Stehen im Anfang die Personen noch einzeln hintereinander in fast in sich abgeschlossenen Kapiteln da — nicht unähnlich dem Kampenbild einer klassischen französischen Tragödie, da die Schauspieler in Reihe nebeneinander in das Publikum sprechen — so verknüpfen sich bald die Fäden: Herrenhaus und Bauernstube, der verrufene Winkel, da Hoppenmarie haucht, und das Pfarrhaus, Stadt

und Land sind nur noch zusammenhängende Teile des großen Gemäldes, das Preußen in der Zeit vor der großen Erhebung 1812/13 darstellt. Dies Preußen ist der Held des Romans, dies arme, elende Preußen dieser Zeit, das zwischen Liebedienerei gegen den Korpsen und Hassen gegen ihn, zwischen Zerknirschung und Selbstzufriedenheit, zwischen Heuchelei und dem Bekenntnis seiner Sünden taumelt — bis es sich auf sich selbst besinnt, bis der Sturm losbricht. Mit einem Minimum von Handlung kommt Fontane aus, um diese dumpfe, erregte Stimmung der Zeit unübertrefflich zu schildern. Der alte Bizewitz sucht mit ein paar Landwehrrkompagnien die französische Besatzung von Frankfurt an der Oder zu überwältigen. Der Anschlag mißlingt, da die Russen, die schon fast an der Oder stehen, die versprochene Hilfe versagen. Der Sohn des Barons, Lewin, wird bei dem Unternehmen gefangen und kommt nach Küstrin, um dort

abgeurteilt zu werden. Bei seiner Befreiung wird Tubal von Ladalinski, sein leichtlebiger polnischer Freund, tödlich verwundet, nachdem das eigentliche Befreiungswerk schon gelungen ist. In diese knappe Haupt-handlung schlingen sich die zarten Liebesgeschichten Lewins von Wize-witz und seiner Schwester Renate; sie sind fast mehr ein Rankwerk über dem dunklen, schweren Hinter-ground des historischen Geschehens. Die Figuren dieser Liebesgeschichte sind kaum so betont, wie die prächtigen, lebensvollen Gestalten, die in diesem märkischen Winkel die Ge-schichte vorwärts schieben. Gerade in der Beschränkung des Gesichtsfeldes — die großen Ereignisse und die Größen der Zeit grüßen nur sehr von fern in das bunte Bild dieses Romans — kommt die große Menge von köstlichen Typen und Charakteren, vom Baron bis zum Hütungen, vom Prinzen bis zum Dorfschulzen zur besonderen Wirkung. Der gegebene Ausschnitt mutet an wie ein Teil des Lebens dieser Zeit, das ein Künstler mit treuer und sorglicher Hand festgehalten hat.

Die Kunst, die Fontane in seinen späteren Romanen zur höchsten Feinheit entwickelte, durch Ausschnitt und Begrenzung zu stilisieren, ist deutlich schon in diesem ersten Roman zu erkennen, vor allem auch ist das Kunstmittel durch das Gespräch, das scheinbar zwanglose Gespräch, die Situation nach allen Seiten zu erhellen, Beziehungen herzustellen, auf erstaunlicher Höhe; nichts Köstlicheres etwa als die Tischgespräche bei der Tante Gräfin auf Schloß Guse, in denen noch der mokante Geist aus weiland Prinz Heinrichs Rheinsberger Tagen lebendig ist, oder dies große Gespräch — ein Höhepunkt des Romans — im Johanner-Palais zwischen dem alten Prinzen Ferdinand, Onkel des Königs, dem Baron Wizewitz und dem Geheimrat von Ladalinski.

Den vollen Genuß des farbentreuen und prächtigen Romans beeinträchtigen allerdings die vielen Einschüßel und Sonderkapitel und der zu breite Raum,



Theodor Fontane im Alter von ungefähr 62 Jahren.

der der Schilderung des literarischen Vereins „Kastalia“, einem Abbild des Tunnels, gewidmet ist. Diese breiten literarischen Exkurse haben heute wenig Interesse mehr, und für das Verstehen jener Zeit sind sie in dieser Breite belanglos. An diesen Längen und Weit-schweifigkeiten merkt man ein wenig, daß dieser Roman ein Erstlingswerk dar-stellt.

Schon in den nächsten Schöpfungen ist alles mehr auf Knappheit und künst-lerische Ökonomie gestellt. In der No-velle „Gret e Minde“ ist kaum ein Wort, das sich von dem Kern der Handlung entfernt. Nach einer altmärkischen Chro-nik erzählt Fontane hier die Geschichte des unglücklichen Ratsherrnkindes von Tangermünde. Mit einem hellen, früh-lingstfreudigem Auftakt setzt die Dichtung ein — im Garten spielen die Nachbars-kinder zusammen — und mit dem Sturm-läuten beim Brande zu Tangermünde

und dem Tode von Grete Minde, der Brandstifterin, in den Flammen schließt das Werk.

Es klingt der Ton der Volksballade in der Novelle wider, und auch die sprunghafte, ganze Zeiten im Dunkel lassende Technik der Ballade ist zu finden. Als Grete Minde mit dem Nachbars-

die äußerst eindringlich wirkt. Es ist immer, als klänge der Ton des Volksliedes über der Dichtung: „Sie haben gehabt weder Glück noch Stern . . .“

Noch düsterer fast als in dieser Geschichte aus der Zeit, da die Hohenzollern vom lutherischen zum reformierten Glauben übertraten, ist die Handlung in

Man wird nicht lassen mit dem Jungen,
 Ich soll es auf, wenn wird begehren
 Und bringst, wie sie die Frau zu sprechen,
 Die Sollen alle in ein Dagehen.

Das giebt dann mir glatte Kräfte,
 Ich willst sie unbekannt fort
 Und „allgemeine Mannschaften“
 Sollst mich Lauf- und Laufbewand.

Die Jungen alle sind erdicht,
 Das mir geht, das werden nicht,
 Nur ungewiss eine kleine Frucht
 Gilt auch der Kinder Anzucht.

Lands
 d. 11. Januar 57.

☒

Faksimile-Wiedergabe eines Gedichtes.

☒

sohn in die Fremde, ins Glend geht, um den Drangsalen der bösen Schwägerin zu entfliehen, erfahren wir von den Jahren nach der Flucht nur nachträglich ein paar Worte. Die Erzählung setzt erst wieder ein mit den Zeilen: „Drei Jahre waren seitdem vergangen, und wieder färbte der Herbst die Blätter rot.“ Das ist der Stil der Ballade, der hier auf die historische Novelle übertragen ist; er gibt dem Ganzen eine seltsame holzschnittartige Geschlossenheit,

der Novelle „Ellerklipp“, die zu Zeiten der letzten Jahre des großen Königs spielt. Der Heidereiter Balzer Bochold stößt von der Ellerklipp seinen Sohn in die Tiefe aus Eifersucht auf die Pflegetochter Hilde, die der alternde Mann dann heiratet; er lebt mit ihr in freudloser Ehe, bis er der Stimme aus dem moorigen Grund unterhalb der „Ellerklipp“ folgen muß und sich selbst erschießt.

Am besten gelungen in der Novelle, die im allgemeinen etwas kühl anläßt,

erscheint die Figur der Pflögetochter Hilde, in deren Adern gräßliches Blut fließt. Sie ist der Typus jener schönen, müden Frauen, für die in Fontanes Romanen eine besondere Vorliebe herrscht. Ein paar Offiziere, die die junge Frau bei der unglückseligen Hochzeit sehen, sprechen von ihr. „... Und nun gar die: blaß und rotblond, und matt und müde. Wir sagen „languissant“, ich denke, wir wissen, was es meint.“ Das ist die Frauenart, der viele weibliche Geschöpfe in Fontanes Erzählungen näher oder weiter verwandt sind und an deren Gestaltung der Dichter eine sichtliche Freude findet.

In dem Roman „L'Adultera“ trägt die Heldin allerdings die Merkmale jener Schönheit, die wie ein Gegensatz zu Hilde wirkt, aber es ist nicht zu verkennen, daß die schöne Frau Melanie, die Fontane groß und schlank mit dunklem Haar und immer lachenden Augen schildert, an der Seite ihres fünfundzwanzig Jahre älteren Mannes allmählich einen Zug bekommen hat, der doch mit „languissant“ durchaus verwandt ist.

In dem Roman legt Fontane zum ersten Mal die Hand an einen modernen Stoff, und es ist erstaunlich, mit welcher Sicherheit der Dreiundsechzigjährige das überaus diffizile Problem der Untreue behandelt in einer Ehe zwischen so alters- und charakterungleichen Menschen wie dem Kommerzienrat Van der Straaten und der Frau Melanie, die aus einer westschweizerischen Familie stammt, einer Familie, die den Adel prätendiert. Von dem Kommerzienrat wird gesagt, daß er eine sentimental-humoristische Natur sei, und seine Berlinismen und Zynismen seien nur wilde Schößlinge seines Unabhängigkeitsgefühls und seiner allzeit zu guten Laune. Eigentlich ein ganz unmöglicher Mann für Melanie. Trotzdem scheint die Ehe eine glückliche, weil er, guter Kerl, der er au fond ist, seine Frau auf Händen trägt, und sie mit einer gewissen nachlässigen Dankbarkeit sich seine Fürsorge gefallen läßt. Doch das Glück dieser Ehe hat etwas von dem Glück am Abgrund; und wie in einem dunklen Gefühl dieser Lage läßt

Van der Straaten eine Kopie des Gemäldes von Tintoretto: L'Adultera anfertigen, um sie in seinem Arbeitszimmer aufzuhängen. Das Gespräch, das die Eheleute vor dem eben abgelieferten Bilde haben, ist wie ein Vorspiel zu der Haupthandlung ihres Auseinandergehens und wie ein Leitmotiv (diese treffende Bezeichnung für diese Art der Fontaneschen Kunst stammt von R. Sternfeld) klingen die Sätze, die Melanie vor dem Bilde spricht: „Sieh



⊗ Wilhelm von Merdel,
Fontanes Gönner und Freund. ⊗

nur! . . . Geweint hat sie . . . Gewiß . . . Aber warum? Seit man ihr immer und wieder gesagt hat, wie schlecht sie sei. Und nun glaubt sie's auch, oder will es wenigstens glauben. Aber ihr Herz wehrt sich dagegen und kann es nicht finden . . . Und daß ich Dir's gestehe, sie wirkt eigentlich rührend auf mich. Es ist soviel Unschuld in ihrer Schuld . . . Und alles wie vorherbestimmt.“

„Und alles wie vorherbestimmt.“ Es ist fast zu viel absichtliche Kunst in diesem Gespräch zwischen den Gatten,

um so mehr, als im nächsten Kapitel Van der Straaten den Logierbesuch bei seiner Frau einführt, der dann dem Bilde im Hause des Kommerzienrats das eigentliche Recht zu symbolischer Bedeutung gibt.

Mit sorgfältigster Zurückhaltung und einer kaum andeutenden Art ist das Fallen der Frau geschildert. Es ist wie mit doppelten Schleiern umgeben, wie Melanie sich in Liebe zu Ebenezer Rubehn wendet. Auf einer Bootfahrt mitten im Strom zieht der Schifferjunge die Ruder ein und sieht gegen den Nachthimmel. „Er sieht auch zu den Sternen auf,“ sagt da Rubehn zu Melanie, die aus Zufall mit ihm allein ist, und sie antwortet ihm mit Bitterkeit: „Und zählt, wie sie fallen.“ Da ist das Schicksal der jungen Frau schon eigentlich entschieden, eine Szene in der schwülen Luft des Gewächshauses, das zu der Van der Straatenschen Villa gehört, ist eigentlich nur die Konsequenz dieser Fahrt über den Strom.

Mit der Flucht Melanies aus dem Hause des Gatten — groß ist das Gespräch, das die Gatten in dieser schicksalsschweren Nacht führen — hätte vielleicht ein anderer den Roman beschlossen, für Fontane ist das Problem noch nicht zu Ende, und erst nachdem die junge Frau in der Ehe mit Rubehn gezeigt hat, daß ihre Liebe zu Entbehrungen bereit ist, daß sie nicht aus Laune, sondern aus Notwendigkeit ging, ist ihm das Exempel gelöst. Glücklich gelöst, denn auch die Gesellschaft wendet sich dem jungen Paare zu, als es die Lebens-tapferkeit Frau Melanies in den neuen kargen Verhältnissen sieht. Es ist eine der wenigen Schöpfungen Fontanes, die restlos glücklich aufgehen, denn Van der Straaten schießt in einer Laune seines wehmütigen Humors, der sein bestes Teil bleibt, ein Medaillon, das en miniature das Bildnis des Tintoretto enthält. So klingt — ein Verfahen, dessen hübsche Wirkung Fontane so sehr liebt — der Ausgang an die Worte des Eingangs an, nur daß diesmal die Weihnachtslichter der Liebe in reinstem Glanze brennen.

Nach diesem glücklichen Schluß des Romans „L'Adultera“ lenkt Fontane in

der Novelle „Schach von Wuthenow“ wieder in die grausen und dunklen Spuren von „Grete Minde“ und „Ellerklipp“, und der Selbstmord ist die letzte Zuflucht des Helden aus dem Irrsal des Lebens. Freilich stehen Sühne und Schuld in keinem rechten Verhältnis, und nur die Zeit, in der sie spielt, kann den Schluß der Novelle erklären, ganz nahe zu bringen wird uns dieser psychologische Fall niemals sein.

Schach von Wuthenow, ein Offizier aus dem bevorzugten Regiment Gensdarmes liebt Frau von Carayon oder er verkehrt wenigstens so häufig in ihrem Salon, daß man eine Neigung zu der schönen Witwe vermuten kann, denn zu der Tochter Victoire steht er in einem nur freundschaftlichen Verhältnis, das vor dem Umschlagen in Zärtlichkeit bewahrt zu sein scheint, da die einst bildschöne Victoire durch zahlreiche Blattnarben in ihrem feinen Gesichtchen entstellt ist. In einer schwülen Stunde jedoch — ein Wort des Prinzen Louis Ferdinand über „beauté du diable“ zittert in Schach noch nach, und die Augen des Fräuleins von Carayon ver-raten etwas von ihrer Liebe zu dem Anbeter ihrer Mutter — in einer sinnlichen, zitternden Stunde gibt sich Victoire dem Schach hin. Er ist bereit, die Folgerung aus dieser Stunde zu ziehen, denn sein starkes Rechtsgefühl läßt ihm keine andere Wahl. Als aber nach der Verlobung anonyme Karikaturen erscheinen, die sich über die Wahl des schönen Offiziers lustig machen, ist er nicht stark genug, sich über das Lächerliche hinwegzusetzen. Er entflieht regelrecht nach Schloß Wuthenow, und als ein ausdrücklicher Wunsch Friedrich Wilhelms III., den Frau von Carayon um Vermittlung angefleht, die Hochzeit erzwingt, erschießt sich Schach nach der Feierlichkeit in dem Wagen, der ihn seiner Wohnung zuführen sollte, um sich zu seiner Hochzeitsreise bereit zu machen.

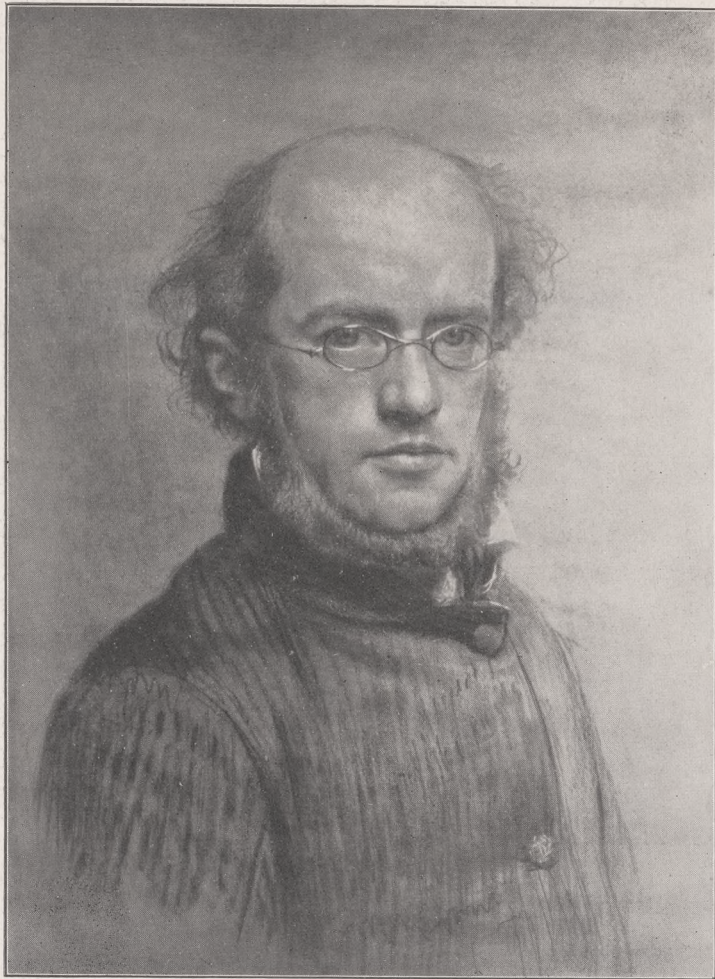
Der Militärschriftsteller von Bülow, der zu der frondierenden Gruppe in Berlin gehört, welche die Fäulnis im Staate Friedrichs des Großen kurz vor dem Zusammenbruch bei Jena und Auerstädt klar erkennt, dieser gallbittere



Theodor Fontane.
Nach dem Leben gezeichnet von Ismael Genz.

Bülow schreibt an seinen Freund und Verleger über den „Schach-Fall“: „Er ist durchaus Zeiterscheinung, aber wohlverstanden mit lokaler Begrenzung, ein in seinen Ursachen ganz abnormer Fall, der sich in dieser Art und Weise nur in Seiner Königlichen Majestät von Preußen Haupt- und Residenzstadt, oder, wenn über diese hinaus, immer nur in den Reihen unserer nachgeborenen friderizianischen Armee zutragen konnte, einer Armee, die statt der Ehre nur noch den Dünkel, und statt der Seele nur noch ein Uhrwerk hat — ein Uhrwerk, das bald genug abgelaufen sein wird.“ Er schildert dann das Verhalten von Schach, der eben der Typus eines Mannes von

falscher, überspannter Ehre wäre. „Da haben Sie das Wesen der falschen Ehre. Sie macht uns abhängig von dem Schwankendsten und Willkürlichsten, was es gibt, von dem auf Triebfand aufgebauten Urteile der Gesellschaft, und veranlaßt uns, die heiligsten Gebote, die schönsten und natürlichsten Regungen eben diesem Gesellschaftsgötzen zum Opfer zu bringen. Und diesem Kultus einer falschen Ehre, die nichts ist als Eitelkeit und Verschrobenheit, ist denn auch Schach erlegen.“ Victoire meint freilich im Gegensatz dazu zu einer Freundin, daß Schach sich nicht vor diesem Kampfe gegen das Lächerliche gefürchtet hätte. Er wäre seiner eigenen



Adolph Menzel. Selbstbildnis für den „Dunnet“ gezeichnet.
Original im Märktischen Museum.



Die Insel „Oléron“ mit der Festung während Fontanes Gefangenschaft 1870.

und innersten Natur gefolgt, die ihm beständig zugerufen hätte, daß er diesen Kampf umsonst kämpfe, daß er, wenn auch siegreich gegen die Welt, nicht siegreich gegen sich selber sein würde. Fontane entscheidet nicht zwischen beiden Auffassungen, sie haben beide in etwas recht, in solchem Falle ist so vieles schwebend, und dies schwebend zu lassen ist nicht der geringste Teil der Fontaneschen Kunst.

Natürlich ist es mißlich, daß eine Art Erklärung der eigentlichen Novelle folgen muß, um sie recht verständlich zu machen; von dieser Schwäche abgesehen aber ist die Novelle von meisterhafter Kunst. Das Kolorit der Zeit ist wieder glänzend getroffen, die Gestalten von prächtiger Klarheit und selbst die Nebenfiguren wie dieser medisante, kluge, eigentlich unsympathische und doch tüchtige Bülow äußerst lebendig und gut.

Etwas blasser in dieser Beziehung ist die Färbung des Romans „Graf Petöfy“, der in Wien spielt. Fontane bewegte sich in der Gesellschaft der katholischen Kaiserstadt sichtlich nicht so sicher und gewohnt wie in den preußischen Kreisen. Ein ungarischer Magnat, Graf Petöfy, von dem gesagt wird, er wolle den Weltmann spielen und spielte doch eigentlich bloß den Wiener, ein Greis,

der es müde ist, mit sich allein vorlieb zu nehmen, heiratet eine junge norddeutsche Schauspielerin, eigentlich nur zu dem Zwecke, jemand zu haben, der ihm etwas vorplaudert. Eine Idee, die in dieser Form so recht auf dem Acker von Fontane gewachsen ist; er war niemals entfernt davon zu glauben, daß man eine Frau heiraten könne vor allem ihrer Plaudergabe wegen.

Als das ungleiche Paar für den Sommer auf das ungarische Schloß des Grafen zieht, hat die Glocke, die zum Einzug läuten soll, einen Sprung, und als im Anfang der Saison zu Wien der junge Neffe Graf Egon eine Flasche Claret aufziehen will, blutet ihm die Hand, weil ein schmaler Goldreif zerbrochen und in das Fleisch gedrungen ist. Den Goldring trug er versteckt unter einem großen Türkisring, und auf dem schmalen goldnen Reifen ist in blauer Emaille ein Vergiftmeinnicht eingelegt. Der alte Graf erkennt in ihm den Ring, den er bei Franziska gesehen, eine der wenigen kleinen Pretiosen, die sie aus der Heimat mitgebracht. Nach einem letzten Tag — der wunderschön in der Schilderung ist, wie der alte Graf noch einmal durch sein geliebtes Wien reitet — zieht der Alte die „Konsequenzen eines falschen Exempels“. Die junge



Grünwaldsee. Gemälde von Walter Leistikow.



Minde", „Ellernklipp“, „Schach von Wuthenow“, „Cécile“, „Stine“, „Unwiederbringlich“.

Mit dem nächsten Roman „Unterm Birnbaum“ kehrt Fontane aus der fremden Atmosphäre wieder in die Luft der Heimat zurück, und das Leben eines märkischen Dorfes wird naturtreu gespiegelt. Den Stoff wird man freilich mit einigem Befremden aufnehmen, da es sich um einen richtigen Kriminalfall handelt. Ein russischer Handlungsreisender wird von dem verschlagenen Dorfkrämer ermordet, und der Mörder findet seinen Tod durch einen Herzschlag, den ihm nächtlicherweise die Angst vor den Gebeinen des Toten im Keller verursacht. Eine Schauermär, die nur durch den meisterlichen Vortrag äußerlich zu der Kunsthöhe des Fontaneschen Schaffens gereicht wird.

Um so leuchtender hebt sich von dieser Art von peinlicher Spannung der auch stark auf Spannung gestellte Roman: „Cécile“ ab. Zum ersten Male schiebt Fontane in diesem Roman seine Frauen-

figur völlig allein in den Vordergrund des Interesses, die Nebenfiguren treten weit zurück vor dem zarten und doch so sicher umrissenen Bildnis der Cécile.

Aus herabkommender Familie stammend, wird Cécile die Geliebte eines Fürsten, nach seinem Tode Gemahlin des Obersten von St. Arnaud, der ihretwegen den Abschied nehmen muß. Im Harz lernt die schöne Frau den Zivilingenieur von Ceslin-Gordon, früheren Offizier, kennen. Eine reine Zuneigung, die erste tiefe und reine im Leben der Frau, entsteht in beiden. Sie schreiten glücklich über die dünne Eisdecke des Nichtwissens, die die Vergangenheit der Frau vor Gordon verdeckt, bis Gordon weiß . . . und seine Unbefangenheit schwindet und mit ihr das bißchen zitternde Glück in das dunkle Wasser vergangener Schuld stürzt. Gordon macht der jungen Frau eine Eifersuchtszene im eigenen Hause, weil er glaubt, der Fürstengeliebten dies bieten zu können, einen Affront, den der Gatte mit einer Forderung beantwortet.

Aus dem Inhalt

Dietrich'sche Uebungsformen	Tänzerinnen	Der König	Luisa'sche Gedichte
<u>In der Mitte</u>			
Alderman Herrn'sche wird	Herrn'sche Gepflogen wird.	Gedicht Luisa'sche Lied	Luisa'sche Lied Luisa'sche Lied
<u>Aus dem Inhalt</u>			
Luisa'sche Lied	Luisa'sche Lied	Luisa'sche Lied	
Luisa'sche Lied			



Fontanes Verzeichnis über den Inhalt seines Kleiderschranks.



In dem Duell fällt Gordon, nachdem er eingesehen, daß es seine große Schuld war, die Stimme seines Herzens nicht rückhaltlos gehört zu haben. Cécile folgt dem Geliebten freiwillig in den Tod.

Neben Effi Briest ist Cécile die feinste von den Frauengestalten, die in den Romanen von Fontane gehen, nicht daß sittlicher Wert sie so besonders auszeichnet, sondern der poetische Reiz ihrer Hilflosigkeit, dies zärtliche und so bald vernichtete Aufblühen einer Frauenseele, die an einer Vergangenheit tragen muß, deren größte Schuld nicht die ihre ist.

Dies süß Kindliche, Vertrauende, Hoffende in einer Frau, die viel zu viel erfahren, nimmt seltsam gefangen, dies blasse, feine Bild der Cécile ist unvergänglich.

In dem Roman „Cécile“ ist das scheinbar Unmögliche geglückt, die süß und zärtlich bewegte Luft, die eine schöne Frau mit Vergangenheit umgibt, in den Zeilen der Erzählung zu fangen; in den Romanen: „Irrungen und Wirrungen“ und „Stine“ weht der Wind der Vorstadt, das Mädel aus dem Volke ist hier dargestellt. Die Grafengeliebte,

wie sie Schnitzler und Wolzogen mit süddeutscher Färbung als „Süßes Mädel“ bekannt gemacht haben, schreitet hier mit wundervoller Deutlichkeit ohne falsche Sentimentalität und ohne Anklage durch den Roman.

An künstlerischem Wert sind die beiden Schöpfungen recht ungleich, da die Gestalt der Stine nicht an die volle Natur und die prächtige Natürlichkeit der Magdalene und der schwächliche Graf Halder nicht an Botho von Kienacker heranreicht. Auch der Verzicht, den beide Paare üben müssen, findet sie ungleich vor den Tatsachen des Lebens. Stine hat nicht den Mut zum Glück an der Seite des Geliebten und treibt den Schwachen durch ihr „Nein“ in den Tod; Magdalene unternimmt es, trotz der Trennung von ihrem Herzliebsten, Ruhe zu finden und einem anderen Mann Glück und Lebensinhalt zu sein. Das Verschen, das Fontane über Stine schreibt, ist ein wenig übertrieben, doch wenn man die Figur der Magdalene, die um dieselbe Zeit, fast früher entstand — Fontane arbeitete nebeneinander an verschiedenen Stoffen — als Gegenpart betrachtet, paßt aller-

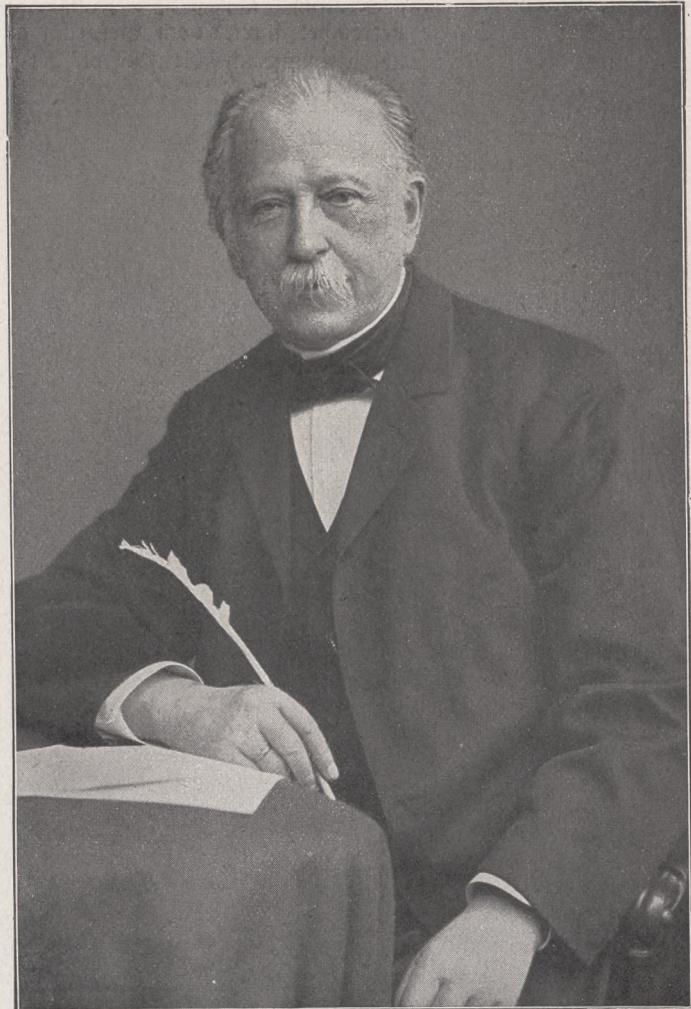
dings auf Stine der Bers der Wid-
mung:

„Will dir unter den Puppen allen
Grade Stine nicht gefallen,
Wisse, ich finde sie selbst nur so so,
Aber die Witwe Pittelkow!
Graf, Baron und andere Gäste,
Nebenfiguren sind immer das Beste,
Kartoffelkomödie, Puppenspiel,
Und der Seiten nicht allzuviel.
Was auch deine Fehler sind,
Finde Nachsicht, armes Kind!“

Diese Nachsicht ist bei dem Roman
„Irrungen und Wirrungen“ nicht nötig,
hier grüßt das Leben, das warme,
sprühende Leben. Ohne jede Tendenz
oder Neigung zur Zuspitzung wie sonst
wohl zuweilen hat
Fontane diese Ge-
schichte von der Lie-
be zwischen Baron
und Mädal aus dem
Volke gegeben. Er
ist kein Held und
Herzensbrecher, ein
Offizier, ziemlich tüch-
tig und brav wie
viele und sie — frei-
lich sie hat ein schö-
nes, tüchtiges Herz,
wie es nicht überall
schlägt. Wie her-
zenswarm und klug
dabei sind die Sätze,
die Lene spricht, als
der Abschied auf
immer wartend hin-
ter der letzten Stunde
steht. „Wenn man
schön geträumt hat,
so muß man Gott
dafür danken und
darf nicht klagen,
daß der Traum auf-
hört und die Wirk-
lichkeit wieder an-
fängt. Jetzt ist es
schwer, aber es ver-
gibt sich alles oder
gewinnt wieder ein
freundliches Gesicht.
Und eines Tages
bist du wieder glück-
lich und vielleicht ich
auch.“ Oder „Ich

habe dich von Herzen lieb gehabt, das
war mein Schicksal, und wenn es eine
Schuld war, so war es meine Schuld.
Und noch dazu eine Schuld, deren ich
mich, ich muß es immer wieder sagen,
von ganzer Seele freue, denn sie war
mein Glück.“ Und das letzte Wort:
„Lebe wohl, mein Einziger, und sei so
glücklich, wie du es verdienst, und so
glücklich, wie du mich gemacht hast.
Dann bist du glücklich.“

Das Wort, daß man so glücklich sein
soll, wie man es verdient hat, ist auch
in dem Roman „Dritt“ lebendig.
„Unschuld, wer dich hat, hat das Glück,“
sagt der Held des Romans, der Stell-



⊠ Theodor Fontane. Nach der Photographie von G. Vieber, Berlin. ⊠

macher Lehnert. Er hat nach dem Wort kein Recht auf Glück mehr, denn er hat einen Menschen, den gehafteten Förster, erschossen, um sich einer Anzeige und dem Gefängnis zu entziehen. Er flieht nach Amerika und findet Zuflucht in einer Mennoniten-Gemeinde. Als er hier die blutbesleckte Hand nach dem Glück ausstreckt — er will die Tochter des Oberhauptes der Gemeinde heiraten — ereilt ihn der Tod. Genau in der gleichen Lage, in der man den toten Förster fand, der lange bis zum Tode leiden mußte, findet man Lehnert, der im Gebirge abgestürzt ist und einen qualvollen Tod wie der andere, dessen Stimme ihn rief, erlitten haben muß.

Diese betonte Gegenüberstellung auch in der Art der Sühne befremdet stark, man sieht beinahe den Subtraktionsstrich

unter dem Exempel und das Resultat: Quitt.

So glatt gehen die Exempel im Leben nicht auf, und grade Fontanes feinste Kunst, auf den immer bleibenden Rest mit gütig lächelnder Geste hinzudeuten, scheint hier ausgeschaltet. Auch im Vortrag gibt der Roman sich nicht so frisch wie die andern, den Gesprächen fehlen das unterirdische Feuer, das leicht an den Grenzen des Erlaubten hinzüngelt, jene Andeutungen, jene halben Wendungen und Worte mit verborgenem Sinn, die den besonderen Reiz der Unterhaltungen bei Fontane ausmachen.

Obba von Rosenberg in dem Roman „Unwiederbringlich“ ist vielleicht die größte Meisterin in dieser Art, die sie vom Gespräch auf das Leben überträgt. Graf Holk, ein schleswig-holsteinscher



Fontanes Wohnhaus in Berlin, Potsdamerstraße 134 c. Die beiden Fenster rechts im 3. Stock weisen auf des Dichters Arbeitszimmer. Fontane wohnte hier von 1873—1898.



Denkmal Theodor Fontanes in Neu-Ruppin. Von Max Wiese.



Edelmann, der in Kopenhagen bei einer Prinzessin Kammerdienste tut, nimmt das Spiel des Hoffräuleins mit Worten, Blicken und Situationen ernst, er vergißt über dem klugen, pikanten Gesicht des Fräuleins seine Frau zu Haus auf Schloß Holf. Er vergißt sie um so leichter, als die letzten Jahre der siebenjährigen Ehe nicht gerade glücklich waren, denn die Gräfin lebt in zu strenger Frömmigkeit, und der Sinn für Heiteres und Spielerisches im Leben ist ihr allzu sehr verschlossen, und eben der Graf liebt beides. Bei einem Brand des Schlosses Fredericksborg rettet Holf Ebba, er ist der Geschickteste dazu, denn er hatte beim Ausbruch des Feuers im Zimmer des Fräuleins geweilt. Es kommt zur scheidenden Aussprache des Ehepaars, und Holf hält um die Hand des Fräulein von Rosenberg an. Sie weist ihn ab. Er hat Spiel für Ernst genommen, Strohfeuer für Herzensglut, Tändeleien für Liebe — er ist ein ungeschickter Hölfling. Freunde arbeiten nun daran, die Ehe zwischen Holf und

der Gräfin wieder herzustellen. Es gelingt — aber das Glück ist unwiederbringlich dahin. Die Gräfin kommt nicht darüber fort, daß diese Wiedervereinigung nur möglich war, weil Ebba den Grafen verschmäht hat. Für den Stolz der Gräfin ist das unerträglich, noch mehr für ihre Liebe, denn sie hat Holf in ihrer Art sehr, zu sehr geliebt. Sie läßt sich in das Meer gleiten, das vor Schloß Holf rauscht.

Der Graf hatte im Beginn des Romans den strahlenden Anfang des Uhlandschen Gedichtes: „Das Schloß am Meer“ zitiert, nun hat der Schluß Geltung bekommen: „Einem Klagelied aus der Halle hört' ich mit Tränen zu.“ Hier wirkt das Verschlingen von Anfang und Ende nicht mit der verstimmenden Deutlichkeit von „Quitt“, man fühlt hier den Schritt des Schicksals, das die Lose wirft; das besondere Stück Menschenleben, das uns geschildert wird, ist gleichsam von vorne herein in den Kreislauf der Welt gestellt.

Zur Darstellung der Zeitstimmung — der Roman spielt zur Zeit Friedrich

Wilhelms IV. — ist wieder die ganze große Kunst Fontanes aufgeboten, und seine Liebe für Dänemark läßt ihn den Ton am Hofe der Prinzessin — das tolle Liebesleben des Dänenkönigs spielt nur fern — prächtig treffen.

Gegen die Hofgesellschaft Kopenhagens wirkt die Gesellschaft des nächsten Romans, der neben dem Roman: „Die Poggenpuhls“ die heiterste Schöpfung Fontanes darstellt, ganz besonders amüßant. Es ist kaum ein größerer Kontrast denkbar, und Frau Jenny in dem Roman: „Frau Jenny Treibel“ fällt bei dieser Kontrastwirkung noch mehr in die verdiente Lächerlichkeit. Sie ist der vollendetste Typus einer Berliner Bourgeoise, und mit sichtlich Freude gibt sie Fontane dem schonungslosen Gelächter preis. Ihr Mann ist das christliche Ebenbild des Kommerzienrats Van der Straaten, nur daß Kommerzienrat Treibel in Berliner Blau arbeitet und Van der Straaten an der Börse, was natürlich einen Unterschied ergibt. Der Roman ist von einer goldenen

Laune durchstrahlt, die sich oft bis zum lustigsten Übermut steigert, der Fontane sonst fremd ist. Wenn sonst sein Humor in einer wie verhüllten Manier zum Ausdruck kommt und sich fast nur im Wortwitz offen zeigt (etwa wenn in „Unwiederbringlich“ gesagt wird; „Sie kennen Fredericksborg noch nicht, weil Sie sich als dänischer Kammerherr der Aufgabe, dänische Schlösser nicht kennen zu lernen, mit einer merkwürdigen Nachhaltigkeit unterzogen haben“ oder in „den Wanderungen“ die Bemerkung: „Er war ein Meister im Verzeichnen“) so klingen in dem Roman: „Frau Jenny Treibel“ die Glöckchen des Humors frei und hell durch die Erzählung. Die Mischung von verlogener Sentimentalität, Borniertheit, Dummheit, Derbheit, Schlagfertigkeit und Tüchtigkeit in Frau Jenny ist köstlich. Es ist ein Genrebild von niederländischer Naturtreue und Kraft, das diese Berliner Bourgeoise darstellt. Freilich in den Humor mischt sich auch scharfe Satire, und das Treibelsche Ehepaar kommt nicht sehr glimpflich fort,

wenn auch der geliebte Sohn, den eine arme Lehrerstochter (schrecklich!) heiraten wollte, von einer reichen Hamburgerin heimgeführt wird.

Diese heitere Geschichte blieb nur eine Episode im Schaffen Fontanes, in der nächsten Schöpfung des fast an der Schwelle der Achtzig Stehenden schattet die Traurigkeit über alle Seiten der Dichtung, auch über die scheinbar heiteren Seiten des Romans „Effi Briest“; denn nichts ist beim Zurückdenken von ergreifenderer Traurigkeit, als diese Szenen, da die Spielgefährtinnen lustig durchs Fenster hereinrufen: „Effi, komm“ und Effi, ein halbes Kind, eben dem zukünftigen Manne vorgestellt wird, dem beinahe zwanzig Jahre älteren Innstetten. Die Bedeutung der kleinen



Der Grabhügel Fontanes auf dem Berliner Friedhof der französischen Gemeinde in der Liesenstraße.



☒ Bild ins Fontane-Zimmer des Märkischen Museums zu Berlin mit dem Schreibtische des Dichters. ☒

Szene wird unterstrichen dadurch, daß sich selbst der kühle Innstetten nicht von dem Bilde losmachen kann, dem am Fenster rankenden wilden Wein, den rotblonden Mädchenköpfen zwischen den Ranken und dabei dem übermütigen Zurufe: „Effi, komm.“ Als Effi, vom Leben zerbrochen, eine rührende, vor der Zeit welke Blüte, nur noch Verzeihung und Ruhe im Hause der Eltern sucht, schickt der prächtige alte Briest nichts als die Depesche: „Effi, komm.“ Dazwischen liegt der Roman Effi Briest, die Geschichte eines Kindes, das in Schuld treibt, ohne zu wissen, die Geschichte einer Frau, die mit der Sünde spielt, bis sie von ihr umschlungen ist. Die kleine Effi Briest liebte es, auf einer halb morschen Schaukel so zu schwingen, daß sich jeden Moment die Haken lösen konnten, das Gefühl, daß sie fallen könnte, war ihr das Süßeste daran. Effi fällt. Ein in der Liebe Erfahrener hat sie verführt, ehe sie sich noch recht ihres Fehltrittes bewußt ist. Aus dem kleinen Seestädtchen, da dies passiert —

wir sehen es wie durch matte Scheiben — wird ihr Mann nach Berlin veretzt, und Effi glaubt sich gerettet. Es war die Umgebung, die sie eigentlich gezwungen hatte, untreu zu sein, nicht ihre Treulosigkeit. Es scheint beinahe etwas wie eine kühl zufriedene Ehe zu geben, da findet Innstetten Briefe, die Beweise der Schuld, die über sechs Jahre zurückliegt. Innstetten leidet unter seiner Korrektheit — wann ist die Verjährungsgrenze? — aber er muß ihr folgen. Der andere fällt im Duell, die Ehe wird getrennt. Die arme junge Frau verbringt ein paar traurige Jahre in einsamster Einsamkeit in Berlin, bis sie müde zum Sterben in der Heimat Ruhe und ein Grab findet.

Die poetische, wehmütig lasse Stimmung über dem Roman läßt uns keinen Augenblick aus ihrem Bann, das Werk ist von bewundernswerter Geschlossenheit. Das Gespenstige und das Gespenst im Hause Innstettens, das er zu einer Art Erziehung durch Furcht brauchen will, paßt gut in das Ganze und zu Effi und

hebt den geschlossenen Eindruck mehr, als daß es schadet, denn in diese Art von Erziehung ist die Schuld von Innstetten geknüpft. Doch wer hat hier Schuld? Die Frage nach Schuld schiebt Fontane mit gütiger Hand beiseite. Wir sind Blätter am Baume, die der Herbstwind bewegt, wir sind Herbstblätter im Wehen des Schicksals . . .

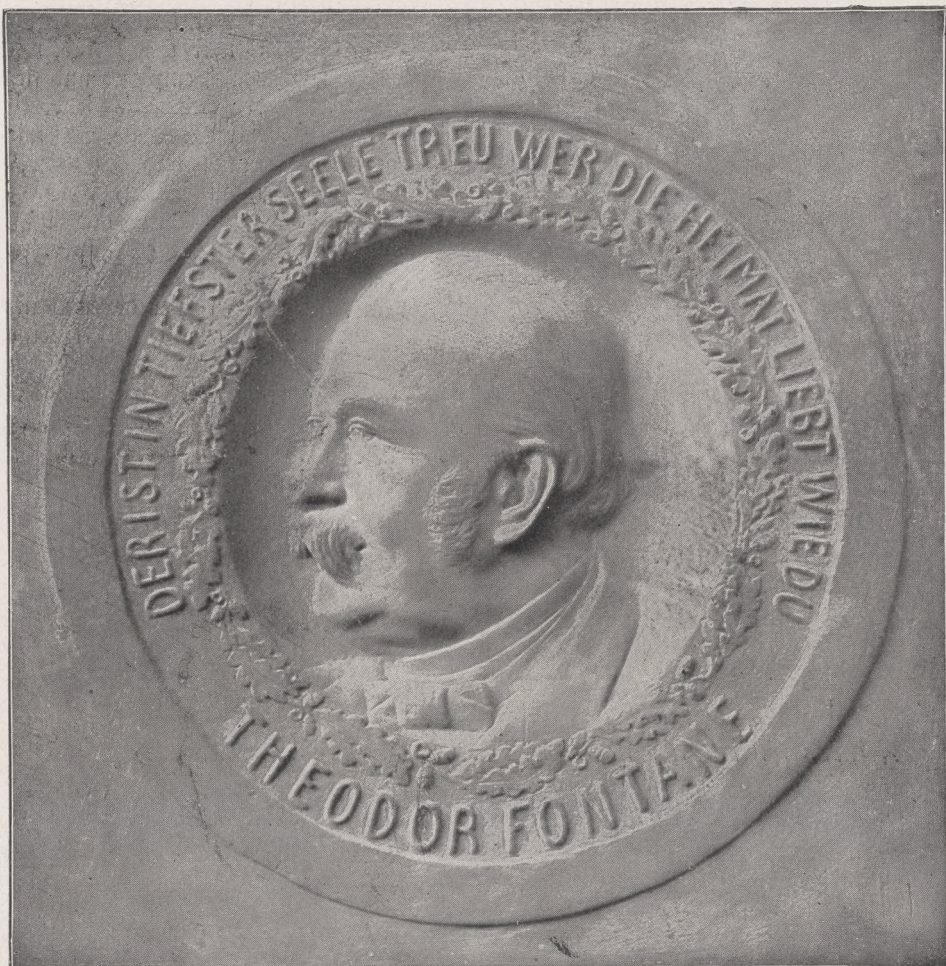
Es ist, als ob dieser Roman mit einem „Psychographen“ geschrieben sei, nicht die kleinste Seelenstimmung ist verzeichnet. Fontane sagt einmal selbst über dies sein vielleicht reifstes Werk: „Vielleicht ist es mir so gelungen, weil ich das Ganze träumerisch und fast wie mit

einem Psychographen geschrieben habe. Es ist so wie von selbst gekommen, ohne rechte Überlegung und ohne alle Kritik!“

Man sieht es mit Staunen, je tiefer Fontane in den Abend seines Lebens schreitet, je reicher und breiter entfaltet sich seine dichterische Kraft. Die beiden letzten Schöpfungen leuchten wie im Glanze des Sonnenuntergangs. Der Roman: „Die Poggenpuhls“ ist ein letztes Grüßen an die preußische Armee, die Fontane so oft gefeiert, und der Roman: „Der Stechlin“ ist — es wurde schon gesagt — wie ein Abschiedsgruß an die Heimat. Zwischen beide Werke ist noch der Roman: „Mathilde Mø-



Das Fontane-Denkmal im Berliner Tiergarten.



Theodor Fontane. Nach einem Relief von Paul Mazdorsf, Goethen (Mart).

ring" einzureihen, aber er erschien erst nach Fontanes Tode, eine prächtige Schöpfung, der aber doch die letzte Feile fehlt.

In dem Romane „die Poggenpuhls“ ist die geliebte Kunst, zu plaudern um des Plauderns willen, zur höchsten Schönheit gediehen. Es geschieht eigentlich nichts, als daß ein alter Onkel stirbt und die Witwe den Poggenpuhls ein paar tausend Mark gibt, um sie damit aus der Misere zu retten. Aber diese verarmte Adelsfamilie, die seit Generationen dem preußischen Staate Offiziere stellt, ist mit solcher liebenswürdigen Heiterkeit geschildert, der Vortrag ist von so lachender Freundlichkeit, so von Liebe zum Stoff getragen, daß der Mangel an Handlung kaum auffällt.

Ein „Mangel“, der in dem Roman „Der Stechlin“ auch vorhanden und ihm zum höchsten Vorteil gewandt ist. Die geruhfame Schönheit dieser letzten Schöpfung Fontanes ist zu schlürfen wie edler, alter Wein. Man erlebt, wie sich des alten Majors a. D. Stechlin Sohn und Erbe verlobt und verheiratet und wie nun der Greis, der jede Lebensstunde noch froh genießt, den Tod erwartet, nicht griesgrämig, niemals verdrossen, voll jenes seltenen Greisencharmes, der das köstlichste Gut ist, das das Alter schenken kann. An seinem Grabe spricht der Stechliner Pastor Lorenzen: „Er war kein Programmedelmann, kein Edelmann nach der Schablone, wohl aber ein Edelmann nach jenem alles

Bolksbücher der Literatur:

- | | |
|---|--|
| Ernst Moriz Arndt. Von Dr. R. Beerds. (53) | H. von Kleist. Von Karl Streder. (40) |
| Didens. Von A. Rutari. (34) | Theodor Körner. Von Ernst Kammerhoff. (6) |
| Fontane. Von Rolf Brandt. (97) | Neuedeutsche Lyrik. Von Frida Schanz. (64) |
| Der junge Goethe. Von Joh. Höffner. (75) | Das Nibelungenlied. Von Dr. Wolfgang Golther. (51) |
| Goethes Faust. Von Karl Streder. (60) | Wilhelm Raabe. Von Dr. S. Spiero. (14) |
| Goethes Frauengestalten. Von Hans Philipp. (80) | Fritz Reuter. Von Walter Kohn. (99) |
| Berhart Hauptmann. Von Dr. S. Spiero. (65) | Rosegger. Von Dr. Ernst Decsey. (94) |
| Friedrich Hebbel. Von Karl Streder. (77) | Scheffel. Von Ernst Boerschel. (17) |
| Paul Heyse. Von Helene Raff. (29) | Schiller. Von Johannes Höffner. (5) |
| Gottfried Keller. Von Rolf Brandt. (81) | Uhland. Von Dr. Max Mendheim. (68) |

Bolksbücher der Musik:

- | | |
|---------------------------------------|---------------------------------------|
| Beethoven. Von Gustav Thormälius. (7) | Liszt. Von Paul Beller. (33) |
| Brahms. Von Dr. Ludwig Misch. (79) | Mozart. Von Gustav Thormälius. (67) |
| Händel. Von Gustav Thormälius. (95) | Richard Wagner. Von Ferd. Pföhl. (19) |

Bolksbücher der Technik:

- | | |
|-------------------------------------|---------------------------------------|
| Flugzeuge. Von Paul Neumann. (63) | Das Telephon. Von Ernst Niemann. (27) |
| Luftschiffe. Von Paul Neumann. (46) | |

Bolksbücher der Naturwissenschaften:

- | | |
|--|------------------------------------|
| Der Mond. Von Prof. Dr. J. Plassmann. (49) | Der deutsche Wald. Von Dr. Walther |
| Tierriesen der Vorzeit. Von Dr. Walther | Schoenichen. (87) |
| Schoenichen. (50) | |

Bolksbücher verschiedenen Inhalts:

- | | |
|---|---------------------------------------|
| Moderne Bühnenkunst. Von E. Jabel. (31) | Der Liebhaberphotograph. Von Jos. |
| Christenfreude. Lieder mit 32 Bildern von | Aug. Lux. (98) |
| Ludwig Richter. (71) | Ein Maler auf dem Kriegsfelde (Düppel |
| Der Hausgarten. Von A. Janson. (85) | und Alsen 1864). Von W. Camp- |
| Das Landhaus. Von A. Wentzher. (57) | hausen. (73) |

Es schließen sich unmittelbar an:

- | | |
|---|--|
| Guido Reni. Von Dr. Georg Sobotta. | Ibsen. Von Alfred Wien. |
| Nettelbeck. Von Hans Caspar Starke. | Haydn. Von Gustav Thormälius. |
| Altchristliche Baukunst. Von Dr. S. Janßen. | Hans Sachs. Von Walter Kohn. |
| Goethes Mannesjahre. Von Johannes | Griechische Plastik. Von Dr. Hans Camer. |
| Höffner. | Mendelssohn. Von Dr. Martin Jacobi. |
| Goethe im Alter. Von Johannes Höffner. | Van Dyck. Von Dr. B. Wallerstein. |

Jeder Band ist einzeln käuflich zum Preise von 60 Pfennig.

Alle Buchhandlungen sind in der Lage, die bereits erschienenen Bände zur Ansicht vorzulegen und Bestellungen auf die weiteren, die in zwangloser Folge erscheinen, anzunehmen.

Beste umschließenden Etwas, das Gefinnung heißt. Er war recht eigentlich frei. Wußt' es auch, wenn er's auch oft bestritt. Das goldene Kalb anbeten, war nicht seine Sache. Daher kam es auch, daß er vor dem, was das Leben so vieler anderer verdirbt und unglücklich macht, bewahrt blieb, vor Neid und bösem Leumund. Er hatte keine Feinde, weil er selber keines Menschen Feind war. Er war die Güte selbst, die Verkörperung des alten Weisheitssatzes: Was du nicht willst, das man dir tu'. Und er fährt fort: „Er hielt es mit den guten Werken und war recht eigentlich das, was wir überhaupt einen Christen

nennen sollen. Denn er hatte die Liebe. Nichts Menschliches war ihm fremd, wie er sich selbst als Mensch empfand und sich eigener menschlicher Schwäche jederzeit bewußt war. Er war das Beste, was wir sein können, ein Mann und ein Kind.“

Es ist zu sehen, zu fühlen, Fontane hat hier etwas geschrieben, das man über seinem eigenen Grabe hätte sprechen können.

Im Frühjahr 1898 erschien der Roman: „Der Stechlin“. Im Juli schenkte eine holde Stunde Fontane noch das Gedicht: „Wo Bismarck liegen soll“ — sein schönstes Gedicht — und am 20. September schloß Theodor Fontane die Augen.



BIBLIOTEKA
UNIWEKSYTEKA
w TORUNIU

Volksbücher der Literatur:

- Ernst Moritz Arndt. Von Dr. R. Geerds. (53)
- Didens. Von A. Rutari. (34)
- Fontane. Von Rolf Brandt. (97)
- Der junge Goethe. Von Joh. Höffner. (75)
- Goethes Faust. Von Karl Stredker. (60)
- Goethes Frauengestalten. Von Hans Philipp. (80)
- Gerhart Hauptmann. Von Dr. S. Spiero. (65)
- Friedrich Hebbel. Von Karl Stredker. (77)
- Paul Heyse. Von Helene Raff. (29)
- Gottfried Keller. Von Rolf Brandt. (81)

- H. von Kleist. Von Karl Stredker. (40)
- Theodor Körner. Von Ernst Kammerhoff. (6)
- Neudeutsche Lyrik. Von Frida Schanz. (64)
- Das Nibelungenlied. Von Dr. Wolfgang Goltzer. (51)
- Wilhelm Raabe. Von Dr. S. Spiero. (14)
- Fritz Reuter. Von Walter Nohl. (99)
- Rosegger. Von Dr. Ernst Decsen. (94)
- Scheffel. Von Ernst Boerschel. (17)
- Schiller. Von Johannes Höffner. (5)
- Uhland. Von Dr. Max Mendheim. (68)

Volksbücher der Musik:

- Beethoven. Von Gustav Thormälius. (7)
- Brahms. Von Dr. Ludwig Misch. (79)
- Händel. Von Gustav Thormälius. (95)

- Liszt. Von Paul Beller. (33)
- Mozart. Von Gustav Thormälius. (67)
- Richard Wagner. Von Ferd. Pfohl. (19)

Volksbücher der Technik:

- Flugzeuge. Von Paul Neumann. (63)
- Luftschiffe. Von Paul Neumann. (46)

- Das Telephon. Von Ernst Niemann. (27)

Volksbücher der Naturwissenschaften:

- Der Mond. Von Prof. Dr. J. Plassmann. (49)
- Tierriesen der Vorzeit. Von Dr. Walther Schoenichen. (50)

- Der deutsche Wald. Von Dr. Walther Schoenichen. (87)

Volksbücher verschiedenen Inhalts:

- Moderne Bühnenkunst. Von E. Zabel. (31)
- Christenfreude. Lieder mit 32 Bildern von Ludwig Richter. (71)
- Der Hausgarten. Von A. Janson. (85)
- Das Landhaus. Von A. Wentzher. (57)

- Der Liebhabernphotograph. Von Jos. Aug. B.
- Ein Maler a und W haufen.

Es schließen sich unmittelbar an:

- Buido Keni. Von Dr. Georg Sobotta.
- Kettelbeck. Von Hans Caspar Starke.
- Altchristliche Baukunst. Von Dr. S. Janzen.
- Goethes Mannesjahre. Von Johannes Höffner.
- Goethe im Alter. Von Johannes Höffner.

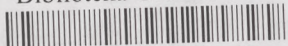
- Ibsen. Von
- Haydn. Von
- Hans Sachs
- Griechische P
- Mendelssohn
- Van Dyck.

Jeder Band ist einzeln käuflich zum Preis

Alle Buchhandlungen sind in der Lage, die Bände zur Ansicht vorzulegen und Bestellungen an zwangloser Folge erscheinen, anzunehmen.



35200
Biblioteka Główna UMK



300022337643

Den Lesern dieses Volksbuches, die sich in die Geschichte
der deutschen Dichtkunst weiter vertiefen wollen, sei
warm empfohlen:

Deutsche Literaturgeschichte.

Von Robert Koenig.

Zwei Bände. 32. gänzlich umgearbeitete Auflage.

Neu bearbeitet von
Prof. Dr. Karl Kinzel.

Mit 126 Beilagen, 2 Lichtdrucken und 448 Textabbildungen.
Hochlegant in Halbleder gebunden 20 Marl.

Verlag von Velhagen & Klasing.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.